Nr. 171 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 28. Juli 1929

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 7. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Poincaree zurückgetreten

Bestürzung in Paris — Briand soll das neue Kabinett bilden — Sturm in der Kammer — Die Regierung schickt das Haus in die Ferien

Paris. Ministerpräsident Poincaree richtete am Freitag abend an den Staatspräsidenten Doumergue ein Schreiben, indem er dem Staatspräsidenten den Vorschlag unterbreitet, angesichts seiner Erkrankung und seiner notwendig werdenden Operation, die ihn für zwei bis drei Monate arbeitsunfähig mache, ihn seines Amtes zu entheben und einen Nachfolger zu ernennen.

Hierauf trat sofort ein Kabinettsrat im Außenministerium zusammen. Der Kabinettsrat, der bis 23 Uhr tagte, erteilte dem stellvertretenden Ministerpräsidenten, Justizminister Barthou, und dem Außenminister Briand den Auftrag, Poincaree die Zuneigung und die Sympathie des Kabinetts zum Ausdruck zu bringen und ihn zu ersuchen, nach seiner Wiederherstellung wieder an die Spitze der Regierung zu treten. Barthou und Briand begaben sich darauf zu Poincaree, um sich ihres Auftrages zu entledigen. Der für Sonnabend vormittag 9,30 Uhr vorgesehene Ministerrat wird angesichts der Lage erst um 10,30 Uhr zusammentreten.

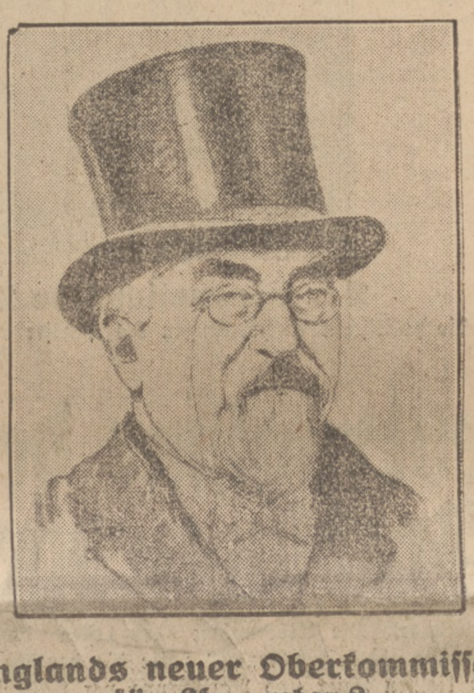
Man erwartet, daß Briand das neue Kabinett bilden wird.

*

Paris. Die Nachrichten von dem Rücktrittsgesuch Poincarees, die in den späten Abendstunden sich wie ein Lauffeuer verbreiteten, hat in Paris große Bestürzung hervorgerufen. Schon während der letzten Tage waren Gerüchte über eine Verschlimmerung im Befinden des Ministerpräsidenten im Umlauf die trotz des Dementi aus der Umgebung Poincarees, besonders auf die Pariser Börse, ihren niederdrückenden Eindruck nicht verfehlte.

*

In der französischen Kammer gab es am Freitag abend eine große Ueberraschung, als zum Schluß der Aussprache der Vorsitzende der Finanzkommission, der Radikalsozialist Malwy, den Antrag stellte, die Regierung sollte sich am kommenden Freitag zur Frage der Steuerermäßigung äußern. Obwohl noch eine Reihe von anderen Anfragen für die nächsten Tage in Aussicht genommen war, u. a. eine sozialistische über eine allgemeine Amnestie, bestieg Justizminister Barthou die Tribüne und verlas, ohne den Abgeordneten Malvy einer Antwort zu würdigen, den Erlaß der Regierung, der die Kammer auf Monate in die Ferien schickt. Die Empörung über diesen Gewaltakt der Regierung, die eine anscheinend unangenehme Aussprache vermeiden will, war allgemein. Ordnungsgemäß würde die Kammer nach 10 Minuten erneut zusammentreten, um das Protokoll der letzten Sitzung zu billigen, bevor sie in die Ferien geht. In dieser Sitzung, die eine knappe Viertelstunde dauerte, gab es einen wahren Sturm. Es hagelten schärfste Angriffe gegen die Regierung. Beschlossen wurde, über die Annahme des Protokolls der letzten Sitzung namentlich abzustimmen. Die Abstimmung begann sofort.



Englands neuer Oberkommissar für Aegypten?

Als Nachfolger des Lord Lloyd in der Stellung des englischen Oberkommissars für Aegypten wird in erster Linie der berühmte Nationalökonom Sidney Webb genannt, der vor kurzem unter Verleihung des Namens Lord Paßfield nobilitiert und ins Oberhaus berufen wurde.

Lehnt London den Young-Plan ab?

Snowden droht — Rheinlandräumung und Tributfrage

London. Im Anschluß an die Aussprache über Aegypten kam es im Unterhaus zu einer Auseinandersetzung zwischen Lloyd George und dem Schatzkanzler Snowden, in der dieser den Verteilungsschlüssel des Youngplanes in Bausch und Bogen ablehnte und verhüllt die Drohung aussprach, daß England den Young-Plan ablehnen werde, wenn man auf seine Wünsche in der Frage der Abänderung des Verteilungsschlüssels keine Rücksicht nehme.

Den Anstoß zu dieser Aussprache gab eine Anfrage Lloyd Georges, der sich erkundigte, ob Großbritannien auf so viele seiner Ansprüche zu verzichten beabsichtige, wie dies der Young-Plan vorsehe. Der Verteilungsschlüssel, der im Young-Plan vorgesehen sei, lasse England bei weitem zu kurz kommen, während zugleich die neuen Bestimmungen über die Sachleistungen zu schwersten Bedenken Anlaß geben müssen. Ihm liege zwar nicht daran, daß Deutschlands Tributlasten erfüllt würden, sondern er sei im Gegenteil dafür, daß die internationalen Zahlungen herabgesetzt würden. Wenn dies geschehe, müsse es aber auf der Grundlage der Gegenseitigkeit und bei allen Ländern geschehen.

Snowden betonte in seiner Antwort, daß er die Kritik Lloyd Georges am Young-Plan begrüße und daß er hoffe, daß sie der englischen Abordnung auf der internationalen Konferenz von Nutzen sein werde. Die englische Regierung erkenne auch nicht den Zusammenhang zwischen Rheinlandräumung und Tributfrage an, den man in Genf geschaffen habe. Der Young-Plan sei im übrigen bisher noch von keiner Regierung angenommen worden. Auch die deutsche Regierung habe nur erklärt, daß der Young-Plan eine geeignete Grundlage für Verhandlungen in der Tributfrage sei. Nach englischer Auffassung sei die bevorstehende Konferenz dazu bestimmt, den Youngplan in allen Einzelheiten zu beraten und erforderlichenfalls abzuändern.

Verhöhnung Macdonalds im „Matin"

Paris. Zum Streit über den Ort der Regierungskonferenz schreibt der „Matin": für die Wahl des Haag läßt sich nur eine einzige Erklärung finden, nämlich die, daß Frankreich, das die Schweiz vorschlug, nachdem Macdonald mit seinem Vorschlage von London nicht durchdrang, auch nicht siegen durfte. An der englischen Regierung ist es nun, unsere belgischen Freunde zu überreden, Unterkünfte für 1500 Personen zu finden und zusammen mit der holländischen Regierung die Unterbringung von 10 Abordnungen und etwa 400 Journalisten aller Länder sicherzustellen. Wenn man infolge ungenügender technischer Organisation nach 18 Tagen ... die Schweiz umziehen müsse und wenn die Regierungs- und Pressevertreter große Schwierigkeiten hätten, dann werden sie sich mit dem Gedanken trösten können, Macdonald die etwa fünf Stunden längere Reise erspart zu haben, die er am 28. August, wenn er sich zur Tagung des Völkerbundsrates begibt, doch wird machen müssen.

Henderson über Englands Aegypten-Politik

London. Im Verlauf der Freitag-Aussprache im Unterhaus wegen des Rücktritts Lord Lloyd, erklärte Außenminister Henderson, die britische Regierung werde keine Schritte ergreifen, die auf einen neuen Vertrag mit Aegypten hinzielten, ohne vorher in einen Meinungsaustausch mit Aegypten eingetreten zu sein. Die Prüfung der vorhandenen Unterlagen zeige klar, daß die von Chamberlain verfolgte Politik eine Nichteinmischung in die inneren ägyptischen Angelegenheiten entsprechend der Reparation von 1922 auch von der gegenwärtigen Regierung befolgt werde.

Ein salomonisches Urteil . . .

Der Ulitzprozeß ist beendet. Vorläufig.

Beendet, mit der Verurteilung des Angeklagten. Dieser Ausgang konnte uns nicht überraschen, waren wir doch von vornherein uns klar darüber, daß etwas anderes, also ein Freispruch, nicht gut denkbar war. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir an der Objektivität des Gerichtskollegiums, welches über die Schuld oder Nichtschuld Ulitz' zu entscheiden hatte, irgendwelche Zweifel gehegt hätten. Keineswegs. Wir achten viel zu sehr unsere Gerichtsbehörden, um auf derartige Gedanken zu kommen. Gern stellen wir fest, daß der Gerichtsvorsitzende, Herr Dr. Herlinger, die Verhandlungen objektiv und korrekt leitete, oder sich bemühte es zu tun oder zu sein. Gewiß, es gelang ihm das zwar nicht immer, aber das liegt in der Natur der Sache selbst. Selbst der korrekteste Verhandlungsleiter kann sich mitunter nicht von gewissen Einflüssen oder Umständen freimachen.

Wir erwarteten keinen Freispruch, hatten keinerlei Ursache dazu, nach unseren Erfahrungen, hinsichtlich den Verlauf der bisherigen politischen Prozesse. Und der Ulitzprozeß ist ein politischer Prozeß großen Formats gewesen, wenn auch der Herr Staatsanwalt Malkowski das bestritten hat. Wir konnten keinen Freispruch erwarten, weil nicht Ulitz der eigentliche Angeklagte war, sondern der Deutsche Volksbund. Warum das Kind nicht beim Namen nennen? Also dieselbe Organisation, gegen welche seit ihrer Begründung ein zäher Kampf wütet, von seiten der polnischen Ueberpatrioten, der nicht arm war an Versuchen, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wir wollen nur an den Prozeß gegen den Schulrat Dudek und den gegen Frl. Ernst und Genossen erinnern. Diese Versuche scheiterten kläglich, mußten scheitern, weil ja der Volksbund nicht das ist, wofür man ihn in polnischen Kreisen hält, eine staatsfeindliche Organisation. Aber immer wieder werden neue Anschläge gegen den Volksbund geschmiedet und einer dieser ist der Ulitzprozeß gewesen, von dem man bestimmt glaubte, er würde zu dem gewünschten Ziele führen. Und doch irrte man sich diesmal. wieder, und das in einer Weise, an die man in manchen polnischen Kreisen noch lange mit Unbehagen zurückdenken wird.

Das Vergehen, dessen man Ulitz beschuldigte, ist bekanntlich bei uns an der Tagesordnung, wird sogar geschäftlich ausgeschlachtet und scheinbar wird dabei gut verdient, wenn 20—80 Dollar von einem militärischen Drückeberger abverlangt werden können. Aber man macht davon nicht viel Wesens her, weniger von den Geschäften, noch viel weniger aber von denen, die erwischt werden, die gelegentlich sich die 20 oder 80 Dollar verdienen wollen. Daher wird auch wohl niemand, der zur Genüge die ostoberschl. nat. Verhältnisse kennt, annehmen, daß man nur gegen die Person des Herrn Ulitz selbst eine Aktion einleitete, die sogar in Genf Gegenstand von Beratungen und Auseinandersetzungen war. Aber trotz dieser anscheinend so gründlichen und sorgfältigen Vorbereitungen, nicht etwa seitens der Gerichtsbehörden, erlebte man einen eklatanten Reinfall.

Ulitz mußte auf die Anklagebank, weil er angeblich eine Bescheinigung als Geschäftsführer des Deutschen Volksbundes, deren Inhalt Beihilfe zur Desertion bedeutete, mit seiner Unterschrift versehen haben sollte. Das weitere ist bekannt. Um die Echtheit der Unterschrift wurde während 4 Tagen heiß gekämpft. Unserer Ansicht nach ergab die Beweisaufnahme nichts, absolut nichts, was zuungunsten Ulitz' sprechen würde. Das vorliegende Material war viel zu geringfügig, es reichte nicht aus, um eine Anklage überhaupt zu rechtfertigen. Und die Belastungszeugen waren außerstande, sie zu stärken, sie konnten nur Vermutungen anführen, argumentierten gegen den Volksbund mehr als gegen den Angeklagten selbst. Fortgesetzt wurden Volksbund und seine Organisationspraktiken in den Vordergrund geschoben. Und der Vorsitzende fand dafür viel Verständnis. Auch der Herr Staatsanwalt, der an dem Prozeß nichts Politisches finden konnte, oder nicht finden wollte.

Aber die Anklage richtete sich formell gegen Ulitz, drehte sich um jene ominöse Bescheinigung, deren Existenz eine sehr schlecht geratene Photographie beweisen soll. Zwei Experten können das nicht, der dritte schwört Stein und Bein darauf. Also auch die wissenschaftliche Grundlage ist nicht vorhanden. Der Ankläger, der Staatsanwalt hat aber zu beweisen, aber er beweist nichts, kann nichts beweisen. Auf welchen Unterlagen denn? Die Verteidigung hat zu entlasten, sie entlastete auch. Vielleicht selten ist in einem polit. Prozeß die Anklage so zerpflückt, so niedergebrochen worden. wie im Fall Ulitz, selten vielleicht so eine zermalmende

Kritik geübt worden am Ankläger, an Belastungszeugen, ohne jede Widerrede, ohne den schwachsten Versuch dazu.

Schon gestern deuteten wir darauf hin, und bemerkten, daß dieser Prozeß das Richterkollegium vor eine Aufgabe stellte, die zu lösen, wollten es allen Einflüssen, den es sich nicht entziehen kann und vielleicht nicht darf, gerecht werden, äußerst schwierig ist. Zwar heißt es, daß die Rechtsprechung von keinerlei Einflüssen abhängig sei, aber... die Praxis.

Und doch müssen wir feststellen, daß dieses Problem, welches oft genug in juristischen Zuschriften behandelt wird, auf eine Weise von unseren Gerichtsbehörden gelöst wurde, welche uns alle Bewunderung entlockte. Die Lösung liegt in dem Urteil selbst und es ist wohl kaum nötig, daß wir uns mit diesem weiter befassen. Herr Ulitz wurde zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt, also des ihm zur Last gelegten Verbrechens für schuldig befunden, jedoch, da er aus ehrenhaften und ideellen Gründen, aus Liebe zu seinem Volkstum handelte, wie der Vorsitzende wohlwollend sagte, wird ihm zwei Jahre Bewährungsfrist gewährt.

Das Urteil ist gut, und nach Art des Salomo... H.

Südslawien und die bulgarischen „Kriegsverbrecher"

Sofia. In der Note, die die südslawische Regierung durch ihren hiesigen Gesandten am Mittwoch im Außenamt überreichen ließ, stellt die südslawische Regierung fest, daß der Paragraph 118 des Vertrages von Neuilly, Bulgarien zur Auslieferung von Personen verpflichte, die in Uebertretung der internationalen Kriegsgesetze der Anwendung in den Kulturstaaten nichtgebräuchlicher Kriegsmittel angeklagt sind. Südslawien habe ein Anrecht auf die Auslieferung, nachdem die Straftaten Radoslawoffs auf südslawischem Gebiet begangen worden seien. Südslawien habe im Vertrauen, daß die bulgarischen Gerichte die Angeklagten einer gerechten Strafe zuführen würden, sich jeder Kontrolle des Gerichtsverfahrens enthalten und auf eine Auslieferung verzichtet. Das kürzlich angenommene Amnestiegesetz steht jedoch im Gegensatz zu § 118 des Vertrages von Neuilly. Schon bei früher erfolgten Straferlassen habe Südslawien keine Einwendungen erhoben, weil es sich um kleine Vergehen handele. Die neue Amnestie betreffe aber Verbrecher, die Taten begangen hätten, die in keinem anderen kriegführenden Lande vorgekommen seien und die durch nichts gerechtfertigt werden können. Als Beweis führt die Note General Schekoff an, der im Oktober 1915 die Beseitigung aller serbischen Intelligenz im besetzten Gebiet gefordert habe. Die bulgarischen Gerichte hätten festgestellt, daß die ausführenden Organe dieser Befehle schuldlos seien und die Verantwortung auf die militärischen und politischen Führer Bulgariens falle. (Anmerkung der Redaktion: Hiermit ist Radoslawoff gemeint.) Diese Art von Kriegsführung erlaubten es der südslawischen Regierung nicht, über die Amnestie Radoslawoffs hinwegzugehen. Die südslawische Regierung fordere daher von Bulgarien Aufklärung darüber, wie die bulgarische Regierung die Amnestie mit dem Vertrag von Neuilly in Einklang bringe.

Die russisch-chinesischen Vorverhandlungen

London. In gewissem Gegensatz zu der Meldung der „Daily Telegraph" aus Mukden, wonach in Tschangtschung bereits unmittelbare Verhandlungen zwischen Tschanghsueliang und dem russischen Generalkonsul in Charbin aufgenommen sein sollen, steht eine Meldung aus Charbin über Tokio. Darnach ist der russische Generalkonsul in Charbin zusammen mit 31 anderen Russen nach der mandschurischen Grenzstation Mandschuria (Manchuli) abgereist, um sich von dort am Donnerstag abend um 6,30 Uhr auf einem Dampfer nach Sibirien einzuschiffen. Die Besprechungen müßten dann vor der Abreise des Generalkonsuls stattgefunden haben.

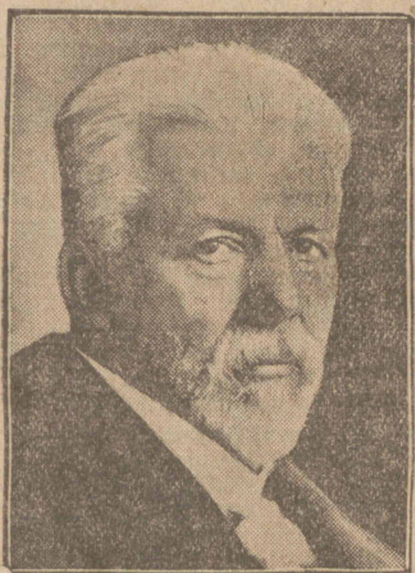
Der neue Pariser Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika

Ein Selfmademan.

Paris. Einer Washingtoner Meldung zufolge wurde zum Pariser Botschafter der Vereinigten Staaten der republikanische Senator von New Jersey, Edge, ernannt. Am 20. November 1878 geboren, war Edge zunächst Korrektor an der Atlantic Review, gründete dann ein internationales Anzeigenbüro und wurde später Besitzer zweier großer Blätter. Außerdem widmet sich Edge auch Bank-, Finanz- und Handelsgeschäften. Seine politische Laufbahn war ebenso glänzend wie seine berufliche. Im Jahre 1917 zum Gouverneur von New Jersey gewählt, trat Edge zurück, um im Jahre 1919 in den Senat einzutreten, in dem er 1925 für weitere sechs Jahre gewählt wurde.

Der 1. August in Preußen

Berlin. Wie die Telegraphen-Union erfährt, sind von seiten des preußischen Innenministeriums anläßlich der am 1. August zu erwartenden kommunistischen Kundgebungen keine besonderen Maßnahmen in Aussicht genommen, insbesondere ist kein Verbot beabsichtigt, für das nach Ansicht der zuständigen Stellen die Voraussetzungen nicht gegeben sind. Selbstverständlich wird die Polizei alle Vorsorge treffen, um die Ruhe und Ordnung überall aufrecht zu erhalten.



Geheimrat Professor Dr. Kerschensteiner

der hervorragende Münchener Schulreformer, kann am 29. Juli seinen 75. Geburtstag feiern.

Der Rücktritt Lord Lloyds

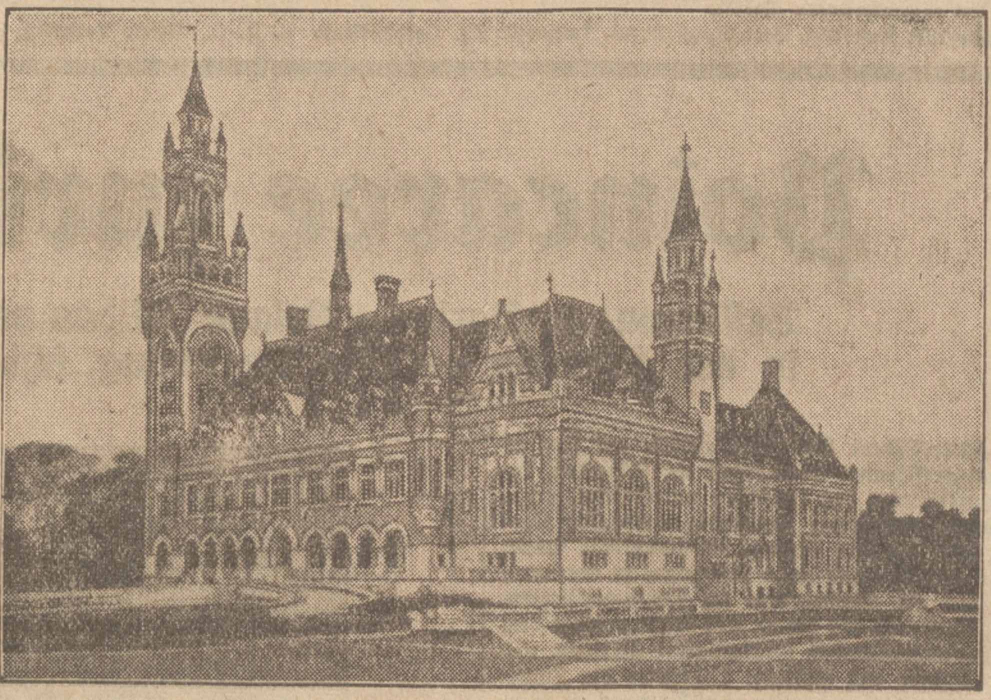
London. Außenminister Henderson legte im weiteren Verlauf seiner Ausführungen über den Rücktritt Lord Lloyds nochmals den ganzen Tatbestand ausführlich dar. Er habe sich den Schriftwechsel vorlegen lassen, der sich auf den größten Teil der Amtszeit Lord Lloyds als britischer Oberkommissar erstrecke. Hierbei habe er festgestellt, daß bei verschiedenen Gelegenheiten starke Meinungsverschiedenheiten zwischen seinem Amtsvorgänger und Lord Lloyd zu verzeichnen waren. Die wichtigsten Beispiele hierfür seien u. a.:

Im Jahre 1926 wünschte Lord Lloyd, daß die englische Regierung die Uebernahme des Amtes des Ministerpräsidenten durch Zaglul Pascha verhindere. Außenminister Chamberlain habe eine Politik der Nichteinmischung begünstigt, sei dann aber auf die Seite des Oberkommissars getreten.

Später habe das Kabinett hauptsächlich auf Grund der Wünsche beschlossen, Schlachtschiffe nach den ägyptischen Gewässern zu entsenden als Schutz gegen eine Gefahr, an die Chamberlain selbst nicht glaubte.

Henderson erklärte weiter, die Politik seines Vorgängers habe klar darin bestanden, sich möglichst wenig in ägyptische Angelegenheiten einzumischen. Lord Lloyd sei ebenso klar ein Gegner dieser Politik gewesen. Aus diesem Grunde habe er an ihn das in den bisherigen Verhandlungen viel genannte Telegramm gesandt, das zum Rücktritt Lloyds führte.

Anschließend kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen Henderson und Churchill, in deren Verlauf der Außenminister die Zusicherung gab, daß nichts Positives geschehen werde, ohne daß dem Parlament wie den Dominien Gelegenheit gegeben werde, Stellung zu nehmen. Churchill griff die Haltung der Regierung in sehr scharfen Worten an. Ministerpräsident Macdonald erwiderte, daß der ehemalige Schatzkanzler das Beamtentum in der unerfreulichsten Weise angegriffen habe. Er schloß mit dem Appell an das Unterhaus, die englisch-ägyptischen Beziehungen durch weitere Erörterung nicht zu gefährden.



Der voraussichtliche Tagungsort der Regierungskonferenz

die über die politischen Auswirkungen des Pariser Reparationsabkommens beraten soll, wird nun doch der Friedenspalast im Haag sein.

Uebernahme des ersten dreimotorigen Großflugzeuges „Rohrbach-Romar"

Travemünde. Die Uebernahme des ersten dreimotorigen Großflugbootes „Rohrbach-Romar" hatte die deutsche Lufthansa mit einer kleinen Feier und Vorführung vor Gästen im Flughafen Lübeck-Travemünde verbunden. Die aus Berlin mit Flugzeug ankommenden Gäste, in erster Linie Vertreter der inländischen und hauptsächlich der ausländischen Presse wurden vor dem mit Girlanden geschmückten Flugzeug durch die Direktoren der Lufthansa und der Rohrbachwerke begrüßt. Unter den Ehrengästen befand sich u. a. der Senator Strack vom Senat der Stadt Lübeck. Während die eine Hälfte der Gäste mit dem neuen Flugboot Rundflüge über die Lübecker Bucht unternahm, hatte die andere Hälfte Gelegenheit, vom Lande aus die Bewegungen des Flugzeuges zu beobachten, wie es sich schnell und leicht vom Wasser hob, vollkommen ruhig in der Luft lag und nach außerordentlich eleganten, beinahe beängstigend engen Kurven glatt wieder auf dem Wasser niederging.

Das Flugzeug hat bequem Platz für 12 Personen außer der Besatzung. Es hat einen Aktionsradius von 4000 Kilometern und ist dazu bestimmt, zunächst auf den Strecken nach Norwegen eingesetzt zu werden, dann aber auch erste Versuche einer Ueberquerung des Ozeans auf dem Wege über die Azoren nach Südamerika planmäßig durchzuführen. Die Monate hindurch erfolgten Erprobungen der Seetüchtigkeit, Stabilität usw. sind zur vollen Befriedigung ausgefallen. So hat sich erwiesen, daß die Maschine noch bequem in der Lage ist, bei Seegang 5 — das entspricht etwa einer Windstärke von 12 Metern in der Sekunde — auf dem Wasser zu manövrieren. Es darf wohl auch gehofft und bestimmt erwartet werden, daß die beabsichtigten Ziele erreicht werden. Die Flüge fanden bei den Passagieren, den am heutigen Freitag Gelegenheit gegeben war, mitzufliegen, uneingeschränkten Beifall. Das Urteil der amerikanischen Fluggäste, sowohl Damen wie Herren, lautete durchweg „wonderful".

Ein neuer Gazette du France-Skandal

Paris. Frau Hanau, die bekannte Gründerin des „Gazette du France"-Konzerns, hat eine Partnerin gefunden, die im Vergleiche zu ihrem großen Wortbilde aber eine stümperhafte Anfängerin ist. Am Donnerstag wurde die Leiterin der „Banque de l'Union Financiere" die 57jährige Lissy de Gorsbar verhaftet, die sich von ihren Kunden Wertpapiere und Kapitalien mit mehrjährigem Vertrage aushändigen ließ, und ihnen dann 15 v. H. Zinsen versprach. Wenn die Kunden nach Ablauf der Verträge ihre Wertpapiere wieder verlangten, waren diese schon längst verkauft. Die geschäftstüchtige Bankdirektorin hatte sich so mehr als 3 Millionen Franken erschwindelt.

Schweres Explosionsunglück auf dem englischen Kreuzer Dewonshire

London. Die Admiralität gibt bekannt, daß sich an Bord des britischen Kreuzers „Dewonshire" während der Schiffsübungen im östlichen Mittelmeer am Freitag morgen ein schweres Explosionsunglück ereignete. Eine genaue Liste der Verletzten liegt der Admiralität noch nicht vor. Soweit bisher bekannt, beträgt ihre Zahl 12, darunter sind sechs Schwerverletzte.

•

London. Die Geschützexplosion an Bord des englischen Kreuzers „Devonshire" erweist sich nach den letzten amtlichen Berichten als ein außerordentlich schweres Unglück. Wie die Admiralität jetzt bekannt gibt, wurden bei der Explosion Kapitän John Bath, drei Unteroffiziere und zwei Matrosen sofort getötet. Sechs weitere Matrosen erlagen ihren schweren Verletzungen kurz nach dem Unglück. Außer diesen 12 Toten gab es noch drei lebensgefährlich Verletzte,, sieben Schwer- und sechs Leichtverletzte.

Sechs Knaben durch Granatexplosion getötet

Warschau. Auf einer Viehweide bei Zborow in Ostgalizien versuchten einige Bauernjungen, die das Vieh hüteten, eine auf dem Felde gefundene Granate auseinanderzunehmen. Während des Herumhantierens flog die Granate in die Luft und tötete sechs Knaben im Alter von sieben bis acht Jahren auf der Stelle. Zwei weitere trugen schwere Verletzungen davon.

Mord und Selbstmord zweier Primaner

Dortmund. In der Nacht zum Freitag gegen ½1 Uhr erschoß im Zentrum der Stadt ein Unterprimaner seinen Klassenkameraden und tötete sich dann selbst. Um die genannte Zeit verließen zwei kaum 20jährige Unterprimaner eine Wirtschaft, in der sie gewöhnlich ihre Zusammenkünfte abhielten. Auf dem Heimweg zog der eine Primaner ohne ersichtlichen Grund plötzlich seinen Revolver und verletzte den Freund durch einen Kopfschuß lebensgefährlich. Hierauf lief er auf die andere Seite der Straße und brachte sich hier einen sofort tödlich wirkenden Schuß in die rechte Schläfe bei. Der Beweggrund zu dieser Bluttat ist vorläufig noch vollständig unbekannt. Gegen ½3 Uhr nachts ist der schwerverletzte Primaner seinen Verletzungen erlegen.



Zum Urteilsspruch im Kriegsanleihe-Prozeß

der gegen Hugo Stinnes jun. (im Bilde) und seine Mitangeklagten wegen falscher Anmeldung von Kriegsanleihe-Altbesitz geführt wurde.

Ausklang des Ulitz-Prozesses

5 Monate Gefängnis für den Angeklagten unter Anrechnung der Untersuchungshaft und zweijähriger Bewährungsfrist

Der Staatsanwalt spricht . . .

und beantragt 1 Jahr Gefängnis

Kurz nach 9 Uhr begann im Ulitzprozeß die Verhandlung am 4. und letzten Tage. Der Vorsitzende fragt Ulitz, ob er zu der Beweisaufnahme noch etwas zu fragen hätte. Ulitz antwortet: „Nein". Die Beweisaufnahme wird darauf geschlossen.

Staatsanwalt Malkowski ergreift darauf das Wort zur Anklagerede. Der Staatsanwalt erklärt, er könne nicht sagen, ob es sich um eine politische oder eine unpolitische Sache handele. Um den Prozeß hat sich ein Legendenkreis gebildet, den der Angeklagte selbst mitbilden half. Die Erklärungen Wolnys sind ebenfalls eine Legende, denn ausländische Einflüsse haben sich zusammen mit dem ausländischen Geheimdienst bemüht, diese Legende zu bekräftigen. Es sei angeführt worden, daß Ulitz das Dokument nicht unterschrieben haben könne. Die Stellung Ulitz's zum Militärdienst und zur Option ist jedoch nur von seinem deutschen Standpunkt aus diktiert worden, denn wenn man ein starkes Deutschtum wolle, so könne es nicht nur aus Frauen bestehen. Deshalb habe Ulitz für das Hierbleiben sich erklärt. Ulitz's Intelligenz und sein tiefes Erfassen des Minderheitenproblems hat ihm diese Stellungnahme vorgeschrieben. Die Artikel von Ulitz will der Staatsanwalt nicht berücksichtigen und bezeichnet sie zum Teil als illoyal. Er erklärt dann, daß Ulitz der wirkliche Leiter der deutschen Bewegung in Ostoberschlesien ist. Dieser Hinweis des Staatsanwalts zeigt am besten das Ziel der ganzen Anklage, nicht die Person Ulitz, sondern die ganze deutsche Bewegung zu treffen. Der Staatsanwalt gibt dann zu, daß die öffentliche Stellung von Ulitz von der politischen Klugheit diktiert ist, um besser die eigentlichen Ziele verfolgen zu können. Die Loyalität des Angeklagten sei zwar von Sejmmarschall Wolny und dem Führer der polnischen Sozialisten, Machej, nur dahin bestätigt worden, daß Ulitz lediglich einen rein rechtlichen Standpunkt in allen Fragen eingenommen hat, wodurch noch nicht seine wahre Gesinnung gekennzeichnet werde. Die Tätigkeit des Volksbundes hat seit Beginn unter einem Fatum gestanden, wie es in der Königshütter Affäre zutage kam. Die Fahnenflucht zahlreicher Militärdienstpflichtiger hat die Behörden zur Wachsamkeit veranlaßt. Der Volksbund hat solchen Leuten den Aufenthalt in Deutschland ermöglicht, was auch im Prozeß Dudek und Ernst erwiesen wurde. Die Nichtentlassung der beiden Verurteilten Dudek und Ernst von ihren leitenden Posten ist ein Mangel an Loyalität des Leiters des Volksbundes. Ulitz' Tätigkeit ist geteilt, nach Außen loyal, um nach Innen in dem anderen Sinne zu wirken. Seine verschiedene zweiseitige Tätigkeit schließt nicht aus, daß das Dokument aus dem Volksbund stammt. Die Bescheinigung war bei den Akten, als diese photographiert wurden. Die von der Oppelner Regierung vorgelegten Akten sind für den Prozeß besonders hergerichtet worden. Es fehlten Vermerke über die Erledigung des Falles Bialucha. In der an und für sich so ordentlichen Maschinerie der preußischen Verwaltung scheint etwas nicht in Ordnung zu sein, da nach den vorgelegten Akten keine weitere Erledigung erfolgt ist. In keinem bisherigen politischen Prozeß hat ein anderer Staat sich hineingemischt. Die Vorlage der Akten erfolgte nur, um einen bestimmten Einfluß auszuüben.

Der Staatsanwalt behandelt dann das Dokument selbst. Insbesondere beschäftigt er sich mit der Abstempelung des Dokumentes, das bekanntlich einen falschen Stempel von der Bezirksvereinigung des Volksbundes Kattowitz trägt und behauptet, die falsche Verwendung dieses Stempels, nach der Aussage der Wuzik, als durchaus möglich. Die Schreibweise der Bescheinigung biete keine Handhabe. Punkt und Strich werden trotz der gegenteiligen Erklärungen der Entlastungszeugen oft rein mechanisch auf der Maschine getippt. Der Inhalt ist vielleicht nicht in literarischem Deutsch geschrieben und verschiedene weitere Fehler und Mängel des Dokumentes erklärt der Staatsanwalt damit, daß bei Begehen einer Gesetzesüberschreitung der Urheber selbst darum bemüht ist; die Tat zu verschleiern, was bei der Intelligenz eines ehemaligen Polizeibeamten — Ulitz war früher Polizeibeamter — nur verständlich ist. Weiter bemüht sich der Staatsanwalt den Gang der Handlung im Falle Bialucha und die Beschaffung der Bescheinigung darzulegen und zu erklären. U. a. behauptet er, daß eben Bialucha das Dokument in Oppeln persönlich vorgelegt hat. Das Dokument selbst kann nicht gefäscht sein. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, dieses bei der kurzen Zeit des Verbleibens der Akten in den Händen des polnischen Geheimdienstes, an richtiger Stelle in die Akten einer deutschen Behörde hineinzupraktizieren. Zu dieser Fälschung wäre gar keine Zeit gewesen. Der Zeuge Pielawski ist trotz der Einwände gegen ihn kein Fälscher. Der Staatsanwalt beschäftigt sich dann mit den Aussagen der Entlastungszeugen und versucht diese zu entkräftigen. Zu den Sachverständigengutachten bemerkt er, daß diese durchaus nicht genügend sind. Die Schriftkunde ist noch keine positive Wissenschaft. Der ausländische Sachverständige konnte aus der Photographie nicht feststellen, daß die Unterschrift gefälscht ist. Dagegen hätte der von der Anklage geladene Professor Krol-Krakau erklärt, daß es durchaus möglich ist, daß die Unterschrift echt ist. Wenn man das Ergebnis der Untersuchung und die Gutachten gegenüberstelle, so steht fest, daß es sich um keine Fälschungen handelt.

Nach 5 viertelstündigem Plädoyer beantragt darauf der Staatsanwalt ein Jahr Gefängnis für den Angeklagten Ulitz wegen Beihilfe zur Entziehung vom polnischen Militärdienst.

Die Verteidigung fordert Freispruch

Dr. Baj-Kattowitz:

Nach einer kurzen Pause kommt um 11.20 Uhr der erste Verteidiger Dr. Baj-Kattowitz zum Wort. Er stellt zunächst fest, daß in dem ersten politischen Prozeß nach der neuen Strafordnung die bekanntlich am 1. Juli in Polnisch-Oberschlesien in Kraft getreten ist, eine wichtige Bestimmung außer Acht gelassen wurde, die selbst die administrativen Behörden verpflichtet, die entlastenden Momente anzuführen. Der Staatsanwalt hat kein einziges solches Wort gesprochen. Der Prozeß ist, wie Dr. Baj weiter ausführt, ein politischer. **Die Anklage ist nicht richtig vorbereitet.**

Der Prozeß hat ein großes Interesse in der ganzen Welt erweckt, was die Anwesenheit zahlreicher Vertreter der internationalen Weltpresse beweist. Die Anklage hat Aufsehen erregt, weil der Angeklagte der Führer der deutschen Minderheit ist, eines Teiles der 40 Millionen-Minderheit in Europa.

Der Prozeß hat ein merkwürdiges Schicksal. In Lugano war es Hochverrat, in Genf Massendesertion, in Kattowitz eine bescheidene Photographie. Im Prozeß fehlen die Beweise. Ulitz sollte sich verantworten für Taten, die er getan und nicht getan hat. Das Recht der Minderheit wird vom Volksbund vertreten, im Rahmen des Rechts der Verfassung und der Genfer Konvention. Es ist traurig, daß an einem polnischen Gericht gegen eine Minderheit verhandelt wird, wo doch das polnische Volk selbst durch Jahrhunderte hindurch Opfer für sein Volkstum gebracht hat. Die Politik der Entnationalisierung zeitigt schlechte Folgen. Heilige Pflicht ist es, für die Muttersprache und das Recht einzutreten. Dr. Baj schildert dann die Organisation und das Statut des Volksbundes mit seinen humanitären und karitativen Aufgaben. **Der Angeklagte ist von der polnischen Presse als der verhaßte Führer der Minderheit, als der Häuptling der Spionagebande hingestellt worden.** Eine Atmosphäre von Haß ist um ihn verbreitet worden. Soll er ein Hochverräter sein, wenn er im Einzelfalle Bekannten zu einem Stück Brot verhalf? Polnische Vereine im Auslande verhalfen sich in ähnlichen Fällen in gleicher Weise. Im Falle Ulitz und des Volksbundes sollten dieselben Maßstäbe, wie bei polnischen Vereinen angewandt werden. Man muß mit europäischem Maße messen, nicht wie bei den Botukuden.

Dr. Baj geht dann ausführlich auf die Beweisfrage ein und erklärt, es gäbe keine Beweise. Das Dokument ist nur ein Scheinbeweis, echt ist nur das Papier. Dr. Baj weist dann auf die verschiedenen Mängel des Dokumentes hin, das Fehlen des Stenotypistinnenzeichens, den falschen Stempel der Bezirksvereinigung usw. Zudem im Dokument am Satzende verwandten Punkt-Gedankenstrich stellt Dr. Baj fest, daß nicht in einem einzigen Falle die Anwendung solcher Interpunktionszeichen, die im Deutschen völlig ungebräuchlich sind, nachgewiesen werden konnte. Solche Zeichen sind eine besondere Gewohnheit in der Krakauer Gegend. Die übrigen schweren Schreibfehler wären gleichfalls nie übersehen worden. Einem polnischen Offizier oder Beamten traut Ulitz eine Fälschung nicht zu, aber dem Agenten Pielawski ist dies zuzutrauen. Die Behauptung des Staatsanwalts, daß eine Fälschung wegen Mangel an Zeit nicht möglich gewesen sei, ist kein Glück für den Angeklagten, denn tatsächlich ist alles in Eile angefertigt. Dr. Baj schildert dann die Unmöglichkeit der Echtheit des Dokumentes anhand der deutschen Akten. Der Vorwurf, daß diese Akten von der deutschen Regierung für die Verhandlung präpariert wurden, ist hinfällig, da dies dann sicherlich anders und gründlicher geschehen wäre. Viele Monate hindurch wurden die Akten des deutschen Generalkonsulats in Kattowitz durch den polnischen Nachrichtendienst kontrolliert. In den tausend Akten, dieser Zeit, hat man kein anderes belastendes Dokument gegen Ulitz finden können. Der Fall Setterle — der Briefwechsel mit dem Stoßtruppführer in München — ist ein Beweis von der Loyalität des Angeklagten, der sich oft loyaler verhalten hat, als mancher Pole. Dr. Baj schildert daraus aus einem Werke „Justiz" die Meinung des Schriftsachverständigen Gottlieb: Nur ein Schwindler kann auf Grund einer Photographie, ohne das Original gesehen zu haben, ein Gutachten abgeben.

Sollen die für Geld arbeitenden Zeugen Pielawski und Frl. Wuschik glaubwürdig sein und die ehrenwerten Entlastungszeugen nicht? Sejmmarschall Wolny hat Ulitz als Mann mit großem Rechtsempfinden geschildert. Wolny hat aber auch in seinem eigenen starken Rechtsempfinden das Dokument als Fälschung bezeichnet.

Der Vorwurf der Heuchelei von Loyalität kann nicht im geringsten bewiesen werden. Dr. Baj schließt seine Verteidigungsrede mit einem Appell an die Richter, trotz ihrer anderen politischen Einstellung gerecht zu sein und Ulitz freizusprechen.

Dr. Smiarowski-Warschau

Smiarowski führt u. a. aus: Ein besonderes Kennzeichen dieses Prozesses ist, daß seit vier Tagen Staatsanwalt, Gerichtshof, Sachverständige und Verteidigung mit einem kleinen Stück Papier oder sogar nur mit fünf geschriebenen Buchstaben beschäftigte. Die große Frage ist für das Gericht die Beurteilung dieses Dokumentes. Vom Vorsitzenden selbst ist gesagt worden, daß es besser wäre, wir hätten hier das Original. „Leider," sagte der Vorsitzende, „ist das Original nicht vorhanden." Dieses „Leider" muß besonders bewertet werden. Die Synthese der Sachverständigengutachten wurde vom Staatsanwalt und den militärischen Sachverständigen dahin festgelegt, daß man diese Gutachten nicht beachten soll.

Die Wertung eines Dokumentes durch die Sachverständigen ist nichtig. Ohne ein Gutachten kann aber eine Wertung nicht erfolgen. Wäre in der Voruntersuchung statt des Professor Krol-Krakau der Sachverständige Kwiecinski-Warschau zur Abgabe eines Gutachtens aufgefordert worden, so wäre sicher auf Grund dieses Gutachtens eine Anklage niemals erhoben worden.

Die Methoden des Krol sind die eines Mittelschullehrers, doch hatte er eine große Selbstsicherheit, die in keinem Verhältnis zu seinem Wissen steht. Diese „kleine Welt", die sich in ihm verkörpert, traf auf den Mann der „großen Welt", den Wissenschaftler. Das Gutachten des Krol hat infolge dieser Mängel aufgehört, für das Gericht zu bestehen. Es bleibt das Gutachten des Sachverständigen Bischof, das dem Gericht genügen muß zu seinem Freispruch. Das Material besteht aus einer schlechten Photographie, deren Größenverhältnis zu dem Original nicht feststeht und einer zweiten Photographie der ersten schlechten Photographie. Auch eine Fälschung ist ähnlich. Aber nur mit besonderen Mitteln kann eine Fälschung festgestellt werden. Weder der Staatsanwalt noch die militärischen Sachverständigen haben diese Mittel zur Anwendung gebracht. Während der Sachverständige Bischof erklärt, daß man eine kalligraphische Unterschrift von einer gefälschten nicht unterscheiden kann, wie dies der Vorfall mit dem Dolmetscher Tymienicki beweist, so erklärt der Sachverständige Krol, daß eben die von Ulitz kalligraphierten Unterschriften ihn zu einer Annahme führen, daß die Unterschrift auf dem Dokument echt ist. Krol konnte nicht nachweisen, daß unter allen vorhandenen Unterschriften auch eine mit gleichen Steigungen, wie die auf der Photographie, vorhanden ist. Dies allein genügt eigentlich für die Verteidigung, doch soll noch auf andere Umstände hingewiesen werden. In dem Zusammenhange des Aktenstückes will man den Beweis sehen, aber weder der Staatsanwalt noch die Militärsachverständigen konnten nachweisen, wo in den Akten die Bescheinigung eingeheftet war. Bialucha hat doch bis zum 15. Juli 1925 den geforderten Nachweis nicht vorlegen können. Am 18. Juli wird der Akt dem Generalkonsulat Kattowitz zugeschickt mit der Mitgliedskarte des Volksbundes zur Stellungnahme. Die Akten sind bis zu diesem Tage photographiert. Entweder war die Bescheinigung dabei oder nicht, aus den Akten ist aber nicht ersichtlich, daß die Bescheinigung dabei war. Die Zahl der angeführten Beilagen stimmt ohne Rücksicht auf die Enderledigung.

Dr. Smiarowski weist dann auf die äußerlichen Zeichen der Fälschung hin. Ein Rätsel ist es, warum dem Bialucha eine Bescheinigung in Kattowitz erteilt sein sollte, da er doch gemäß seinem Wohnort nach Königshütte gehört. Warum sollte man eine solche Sache, die lediglich die Bezirksvereinigung angeht, an der Zentrale erledigen lassen? Warum sollte Ulitz der Leiter der Zentrale und nicht der Bezirksgeschäftsführer eine solche Sache des Volksbundes unterschreiben? Ulitz war nicht zeichnungsberechtigt für die Bezirksvereinigung. Antwort auf diese Fragen können nur die geben, die alles vom anderen Ende anpacken und für jeden Einwurf eine Erklärung zu finden bereit sind. In diesem Falle kann man nur die Worte aus dem Werke der Insel des Pinguinen von Anatole France anwenden, wo der Staatsanwalt zum Minister sagt: „Wir haben ja keine Beweise". Worauf der Minister erwidert: „Das ist ein Glück, daß keine Beweise da sind, denn so hat die Anklage freie Bahn".

Auf Wunsch des sprechenden Verteidigers wird gegen 14 Uhr eine kurze Atempause eingelegt, der Verteidiger Dr. Smiarowski-Warschau setzt dann nach Beendigung der Pause sein Plädoyer fort. Er kommt auf die Frage der Fälschung zu sprechen. Die Sachverständigen hätten erklärt, daß, wenn eine Fälschung gemacht worden wäre, so hätte man ein noch viel vernichtenderes Dokument gefälscht. Smiarowski betont dazu, daß diese Fälschung eben vielleicht der Geistesgröße des Agenten, der sie beging, entspricht.

Man wollte Ulitz vor allem moralisch vernichten. Da man bei allen gestohlenen Akten nichts Belastendes gefunden hat, wollte Pielawski oder ein anderer Agent eben etwas besonderes liefern. Zu der Bewertung der Artikel von Ulitz bemerkt der Verteidiger, daß im politischen Leben gesprochene Worte und geschriebene Artikel Taten sind.

Dr. Smiarowski kommt dann auf die allgemeinen Auswirkungen der Anklage zu sprechen, die eine unmögliche Situation geschaffen hat, da die Kluft zwischen beiden Völkern hier an der Grenze unüberbrückbar vertieft wird. Das von Ulitz geschriebene Vorwort im Handbuch des Deutschtums der Wojewodschaft Schlesien bedeutet ein Handreichen gegenüber dem Polentum. In der Vergangenheit hat kein Pole in den Teilungsstaaten jemals von unserem Staate so geschrieben, wie es Ulitz getan hat. Seine Haltung war als Brücke zum deutschen Volke zu benutzen. Ulitz hat sich stets als polnischer Staatsbürger bekannt und die Gesamtinteressen des Staates wahrgenommen und die Stellung Polens im Völkerkonzert recht stark erwünscht. Der Prozeß ist ein schwerer politischer Fehler. Es war ein unverzeihlicher Fehler, gegen diesen Mann mit dieser Anklage hervorzutreten, der am schnellsten gut gemacht werden muß. Das Deutschtum ist leicht zu gewinnen, wenn man es nicht vertilgen will. Statt dessen wäre es besser, für immer ein freundschaftlich verbundenes Verhältnis zu schaffen. Zum Schluß beantragt Dr. Smiarowski, den Angeklagten freizusprechen, um damit die Verständigung zwischen Polen und Deutschland zu fördern und die Unparteilichkeit des polnischen Gerichtshofes zu beweisen.

Das Schlußwort des Angeklagten

In der 5. Nachmittagsstunde wird die Verhandlung mit einer kurzen Replik zwischen Staatsanwalt und Verteidiger fortgesetzt. Der Staatsanwalt bezeichnet die politischen Ausführungen der Verteidiger von einer Verständigung als Romantik. Hier werde ein Kampf zwischen zwei Welten um die Söhne des oberschlesischen Volkes geführt. Der Staatsanwalt verteidigt die Belastungszeugen gegen die Angriffe der Verteidigung. Nach kurzen Erwiderungen durch die beiden Verteidiger und nachdem der Vorsitzende den wesentlichsten Inhalt der letzten Verhandlungstage in Deutsch wiedergegeben hat, erhält Ulitz das Schlußwort. Er führt u. a. aus: Vor dem Kriege habe ich in diesem Saal oft der Zeugenpflicht in meiner Eigenschaft als Polizeioffizier genügt. Heute stehe ich hier als Angeklagter. Der Staatsanwalt hat betont, daß ich einen außerordentlichen Einfluß hätte auf meine Volksgenossen in diesem Gebiet und daß mir aus diesem Grunde eine große Verantwortung zugesprochen werden müsse.

Er überschätzt meinen Einfluß auf einen so großen Volksteil. Er hält etwas, was eine Bewegung ist, die aus tiefen sittlichen Momenten entspringt, für den Erfolg einer künstlichen Propaganda. Das ist ein Irrtum. Das Deutschtum schöpft seine Kraft aus dem Rechtsbewußtsein, das den Menschen sich gegenüber zur Verantwortung bringt. Das sind die großen Kräfte, auf denen sich das Deutschtum aufbaut und in diesem Sinne diene ich meiner Aufgabe und trage auch ganz die Verantwortung,

Polnisch-Schlesien

Der Herr Demobilmachungskommissar hat das Wort

Bekanntlich führen die Arbeitnehmer im Tischlergewerbe seit 10 Mon. einen Kampf, um Erhöhung ihrer Stundenlöhne, der bis heut noch nicht erledigt ist. Ende April hat der Schlichtungsausschuß einen Schiedsspruch auf eine 7 prozentige Lohnerhöhung bis Ende Oktober gefällt. In einer darauffolgenden öffentlichen Versammlung haben die Holzarbeiter den Spruch abgelehnt und die Gewerkschaftsführer beauftragt, diesen Streit dem Demobilmachungskommissar zur Erledigung weiterzuleiten.

Der gute Herr hat selbstverständlich für Arbeiterinteressen immer Zeit und so vergingen Wochen, ohne daß die Gewerkschaften eine Antwort auf ihr Schreiben erhielten. Erst auf persönliche Vorsprache kam der Stein ins Rollen. Für den 2. und 10. Juli wurden die Arbeitgeber, sowie die Gewerkschaftsführer zu Verhandlungssitzungen eingeladen, wobei für die Holzarbeiter, außer der Zeitvergeudung, nichts herauskam. Anscheinend hat der Demobilmachungskommissar die Macht nicht, den Arbeitern auch etwas zukommen zu lassen. Aber ein Haar in der Suppe hat er bei den Verhandlungen bemerkt und dies war der noch aus deutscher Zeit bestehende Akkordtarif. Damit etwa die Lohnfrage nicht gar zu schnell erledigt wird, wurden die Tarifkontrahenten aufgefordert, bis zum 29. Juli einen neuen Tarif auszuarbeiten, wobei der Wunsch ausgesprochen wurde, bei dieser Gelegenheit auch den Lohnausgleich zu schaffen. Sollte eine Einigung nicht zustandekommen, wird für den 29. Juli eine neue Sitzung festgelegt, welche inzwischen wiederum auf den 1. August verlegt wurde.

Die Gewerkschaftsführer haben, der Zeit gehorchend, die Herren Arbeitgeber zu einer Sitzung zwecks Regelung des Mantel- bezw. Akkordtarif für den 13. Juli eingeladen. Aber auch die Arbeitgeber besitzen eine hl. Ruhe und die erste Sitzung kam erst am 18. Juli zustande.

Mit wenig Hoffnung setzt sich die Delegation der Holzarbeiter an den grünen Tisch, wissen sie doch, daß am Geldsack der neuen Kapitalisten im Holzgewerbe nicht so leicht zu rütteln ist, und diese wiederum wissen, wie leicht sich das Gros der Arbeiter das Fell über die Ohren ziehen läßt. Solange es den Herrn nicht ins Materielle kommt, sind sie sehr human, haben wir doch den gesetzlichen 8-Stundentag, der wird ohne weiteres anerkannt. Kommts aber an die Bezahlung der Ueberstundenzuschläge, sitzt der Karren schon fest, weil es den Herrn einfällt, noch nicht die Hälfte von dem anzubieten, was bereits seit Jahrzehnten bezahlt wird, mit Ausnahmen der Herren Dembinski, Robak u. a. m., bei denen 10, 12 und mehr Stunden geschafft wird und der Tischler nur als Arbeitstier bewertet wird. (Bei der Arbeitslosigkeit eine dankenswerte Arbeit für den Arbeitsinspektor).

Bei der zweiten Sitzung am 20. Juli, wo bereits an erledigten Punkten seitens der Arbeitgeber gerüttelt wird und in der Stundenlohnfrage eine glatte Absage erfolgt, gingen die Parteien auseinander.

Bezeichnend ist der Ausspruch des Herrn G., Unterzeichner des alten Tarifes, wonach sie damals gezwungen waren, den Tarif anzuerkennen, und heut nach 20 Jahren hätten sie es nicht notwendig, das alte anzuerkennen. Diesem Herrn darf man es nicht übel nehmen, da er doch nur Lehrjungens züchtet.

Das Wort hat nun am 1. August der Herr Demobilmachungskommissar und wir hoffen, daß das bisherige Vertrauen zu seinem Amt nicht zu schwinden braucht.

Die Holzarbeiter werden aber aufgefordert, sich die Antwort bei der am 1. August, nachmittags 5 Uhr, im Zentral-Hotel einberufenen allgemeinen Holzarbeiterversammlung zu holen.

Das moderne Schulwesen in Myslowitz

In Myslowitz stehen 8 Schulhäuser, so wie sie vor dem Kriege erbaut wurden. Es sind darunter vier Volksschulen, die zusammen für 1700 Kinder bestimmt waren, jedoch von 2800 Kinder im letzten Schuljahr besucht waren. Alle Volksschulen litten an einer argen Ueberfüllung, die selbst den Unterricht erschwerte. Bereits vor zwei Jahren sollte eine neue Volksschule mit 16 Klassen gebaut werden, aber wegen Geldmangel mußte die Sache fallen gelassen werden. Die Sache ist jetzt wieder von neuem aufgetaucht, da man ein wenig Hoffnung auf Baukredit hegt. Geld ist aber bis jetzt noch nicht flüssig gemacht worden und es ist kaum anzunehmen, daß in diesem Jahre aus dem Schulhausbau überhaupt etwas wird. Die neueste Volksschule in Myslowitz stammt aus dem Jahre 1913 und die älteste aus dem Jahre 1907. Es wäre also Zeit, ein neues Schulhaus in Myslowitz zu bauen, denn das neueste Schulhaus ist bereits 16 Jahre alt und seit dieser Zeit ist die Bevölkerung von Myslowitz um mehr als 5000 Köpfe gestiegen. Die Mittelschulen, vielleicht mit Ausnahme der Kommunalschule, die heute als Mädchengymnasium dient, sind lauter prächtige Bauten, wie sie sonst nicht immer begegnet werden. Das Kommunalgymnasium ist auch ein neues Schulhaus kurz vor Kriegsausbruch erbaut. Heute ist auch diese Schule arg überfüllt, da in manchen Klassen bis zu 50 Mädchen sitzen, obwohl soviel Plätze gar nicht vorhanden waren. Bei dieser Ueberfüllung steht der Unterricht nicht auf seiner Höhe und die Mädchen lernen durchwegs schlecht. Eine Reform ist hier dringend erforderlich, wenn die Kommunalschule das sein soll, als was sie gedacht wurde. Weniger Ueberfüllung ist in dem Staatsgymnasium, des ebenfalls vor dem Kriege erbaut wurde. Es ist ein schönes erfreuliches Gebäude mit sonnigen und luftigen Klassen. Dasselbe bezieht sich auf das Lehrerseminar, das ebenfalls vor dem Kriege erbaut wurde und zu den modernsten Schulen in Polen gezählt werden kann. Eine zweite solche Schule gibt es hier in Polnisch-Oberschlesien nicht und auch in Kongreßpolen und Galizien nicht. Neben der Schule, die einen großen schönen Garten besitzt, befindet sich ein Schülerinternat und Lehrerwohnungen. Es ist wirklich eine Freude eine solche prächtige Schule zu besuchen, vorausgesetzt natürlich daß man nicht mit leerem Magen herumlaufen muß. Was die Mittelschule anbetrifft, da haben die deutschen Schulbehörden in Myslowitz ganze Arbeit geleistet.

40 jähriges Verbandsjubiläum der Bergarbeiter

Am 18. August 1889 war der Deutsche Bergarbeiterverband in Dorstfeld in Westfalen gegründet, mithin feiert er sein Jubiläumsfest. Um auch den oberschlesischen Kumpels entgegenzukommen und ihnen ein solches Fest zu bereiten, wird diese Jubiläumsfeier am 4. August d. Js. veranstaltet. Aus diesem Anlaß findet in Gleiwitz ein großes Bezirkstreffen der Bergarbeiter und der organisierten Arbeiterschaft Oberschlesiens statt. Pünktlich um 12 Uhr beginnt diese Feier im „Stadtgarten" und wird durch den Rundfunk übertragen. Kamerad Husemann, der Vorsitzende, wird die Weihrede halten. Das Vormittagsprogramm umfaßt Musikvorträge, Rezitationen und Chorgesang. Auch findet die Ehrung der 36 Verbandsjubilare statt, Polnisch-Oberschlesien zählt 18 Verbandsjubilare, die 25 Jahre und darüber hinaus ihre Mitgliedsschaft nachweisen können.

Anschließend an die Vormittagsfeier findet dann ein Umzug durch die Stadt Gleiwitz statt, in dem auch Festwagen mitgeführt werden. Nach dem Umzug veranstalten Arbeitersportler leichtathletische und turnerische Vorführungen. Mehrere Musikkapellen werden konzertieren. Außerdem wird im Saal des Stadtgartens der Film „Durch Nacht zum Licht" vorgeführt werden. Die Geschichte unseres Verbandes wird in diesem Film in meisterhafter Weise geschildert und Jedermann kann sich überzeugen, welche Vorteile der Verband während der Zeit seines Bestehens für die Bergarbeiter erkämpft hat.

Den Abschluß des Tages bildet ein gemütliches Tänzchen im Saal des Stadtgartens.

Abfahrtzüge von Hindenburg und von Beuthen kursieren um 10 Uhr vormittags. Es sollen nicht nur die Kameraden allein teilnehmen, sondern auch ihre Frauen und Kinder müssen am 4. August in Gleiwitz eintreffen und damit bekunden, daß auch sie am Kampf ihres Ehegatten und Vaters teilhaben.

Der Festbeitrag beträgt 20 Pfennig pro Person.

Die Kameraden werden gebeten, an diesem Fest recht zahlreich teilnehmen zu wollen. Sammelplatz von 10—11 Uhr am Germaniaplatz in Gleiwitz, von wo der geschlossene Abmarsch nach dem Stadtgarten erfolgt.

Beschlagnahme der ostoberschlesischen deutschen Presse

Gestern wurden der „Volkswille", die „Kattowitzer Zeitung" sowie der „Oberschlesische Kurier" wegen der Ulitz-Prozeßberichterstattung beschlagnahmt.

---

selbst wenn sie so groß ist, daß man mich ins Gefängnis steckt. Der Staatsanwalt spricht von Loyalität und Illoyalität. Er hat nicht immer unterschieden, was Fragen des Volkstums und des Staates sind. Größer als politische Grenzen und Einfluß auf politische Grenzen ist die uns von Gott gegebene Volkszugehörigkeit. In den letzten Tagen sind Polen der ganzen Welt in Warschau vereinigt, die sich glücklich fühlen in dem Gedanken des Zusammensein und Zusammenzudenken. Wer wollte dies auch den Polen übel nehmen,

ich trenne gänzlich Volkstum und Staat, das ist die Aufgabe der Deutschen, die die Führungen des Volkstums in der Hand haben, die eigenen Menschen zu überzeugen von der Notwendigkeit, daß es ein Unterschied ist, Angehöriger des Volkes und des Staates zu sein.

In diesem Sinne habe ich gewirkt und mit mir alle Deutschen, staatlich zu denken für den polnischen Staat und deutsch zu denken als Angehörige des deutschen Volkes. Dies ist kein Widerspruch. Man kann ein überzeugter guter Deutscher sein und dabei ein loyaler Staatsbürger und das ist eine Verpflichtung gegenüber dem Staat. Loyalität ist die Achtung vor dem Recht.

Von der Loyalität zum Patriotismus führt der Weg nicht von der nationalen Minderheit nach oben, sondern er muß vom Staat nach unten bereitet werden. Auf diesem Weg kommt der Taktik und Praktik den Behörden die wichtigste Aufgabe zu. Niemals habe ich gegen den Staat gekämpft und niemals habe ich etwas gegen den Staat getan. Nur gegen jede Rechtsbeugung der Person habe ich Front gemacht. Sieben Jahre lang verwalte ich mein Amt und seitdem werde ich, davon bin ich überzeugt, nach jeder Richtung überwacht. Aus dieser Zeit werden nun drei oder vier Dinge vorgelegt. Ich bin stolz darauf, daß in sieben Jahren Tätigkeit das alles einzige ist, was man als Beweis gegen mich anführt. Wenn Zaleski nicht in Genf die Anklage gegen den Volksbund und gegen mich angestrengt hätte, dann könnte man immer noch behaupten, daß dieser Prozeß unpolitisch sei. Der Prozeß hat aber dadurch einen politischen Charakter und man wird mir nicht nachweisen können, daß ich daran schuld bin. Der politische Charakter ergibt sich auch daraus: Als ich am 13. Februar in meinem Büro verhaftet wurde, legte mir der Polizeibeamte ein Schriftstück vor, in dem als Verhaftungsgrund staatsfeindliche Tätigkeit angegeben war. Im Protokoll wurde bei der Einlieferung vermerkt: Hochverrat. Auch auf der Zelle im Untersuchungsgefängnis stand dieser Vermerk. Dies wurde erst abgeändert, als ich darauf aufmerksam gemacht hatte. Es ist doch so gewesen, daß in Genf gesagt wurde, es sei Hochverrat betrieben worden. Bialucha ist bestimmt kein Mann, den ich den Deutschen zuführen und den ich der polnischen Militärpflicht entziehen will.

Ich habe kein Interesse einen Menschen zu schützen der desertiert ist. Bei der ganzen Minderheitsdebatte in Genf, hat auch ein europäischer Staatsmann davon gesprochen, daß die Minderheiten mit reinen Händen nach Genf kommen müssen.

Nach meiner festen Ueberzeugung kann ich sagen, die Minderheit Ostoberschlesiens ist nie gern nach Genf gegangen. Wir wurden gezwungen, weil wir hier bei den Behörden nicht mehr verstanden wurden. Ich habe mit allen Wojewoden verhandelt und habe mit diesen in gutem Einvernehmen die kleinen Sachen auf dem kürzesten Wege durch Verhandlungen geklärt. Nur der jetzige Wojewode Dr. Grazynski wollte nichts davon wissen Daß wir direkt nach Genf gehen mußten, ist die Folge davon, weil wir durch die Statuten der Gemischten Kommission nicht weiterkamen. Was mir auch beschieden sein mag. Ich nehme dies auf mich in der Erkenntnis, meinem Volke zu dienen, damit ich mit reinem Gewissen überall hingehen kann und dieses gute, reine Gewissen macht es mir auch leicht, das Urteil, wie es auch ausfallen möge, entgegenzunehmen. Ich beantrage daher meinen Freispruch.

Gegen 16,45 Uhr zieht sich das Gericht zur Beratung zurück. Der Vorsitzende teilt mit, daß das Urteil in etwa ¾ Stunden zu erwarten wäre. Diese Ankündigung erfüllt sich jedoch nicht.

Die Urteilsverkündigung

Nach über dreistündiger Wartezeit erscheint gegen 20,20 Uhr der Gerichtshof wieder im Saal. Der Vorsitzende gibt das Urteil bekannt, das von dem überfüllten Zuhörerraum stehend angehört wird. Das Urteil erklärt Ulitz für schuldig der Beihilfe zur Entziehung vom Militärdienst und bezeichnet dies als ein Vergehen auf Grund der Paragraphen 82 und 102 der polnischen Militärdienstordnung. Der Angeklagte Ulitz wird zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt. Die Untersuchungshaft wird angerechnet. Dem Angeklagten wird eine Bewährungsfrist von zwei Jahren gewährt. Der Angeklagte wird zur Tragung der Kosten verurteilt.

Das Urteil wird von der überwiegenden Mehrzahl der Zuhörer und insbesondere auch vom Ulitz selbst mit großem Entsetzen aufgenommen. Der Vorsitzende gibt dann die Urteilsbegründung, in der er ausführt, daß der Sachverständige Bischof kein bestimmtes Urteil abgeben konnte, aber eine Aehnlichkeit der Unterschrift feststellte. Ebenso hat der Sachverständige Kwiecinski die Fälschung der Unterschrift nicht beweisen können. Das Gericht gewann die Ueberzeugung, daß die Unterschrift auf dem Original authentisch ist und von der Hand des Angeklagten stammt. Wenn der Angeklagte bisher nicht bestraft war, so beging er die Tat aus Liebe zu seinen Volksgenossen und nicht um eines Vorteiles Willen. Das Gericht sieht daher eine Strafe von fünf Monaten als ausreichend an, unter der Anrechnung der gesamten Untersuchungshaft. Für die Reststrafe wird eine Bewährungsfrist von zwei Jahren gewährt.

Von der Verteidigung ist gegen dieses Urteil sofort Berufung eingelegt worden.

Kattowitz und Umgebung

Der nasse Tod.

Zwei junge Männer beim Baden ertrunken.

Ueber zwei Todesfälle, welchen beim Baden 2 junge Männer zum Opfer fielen, berichtet die Polizei. Während des Badens in einem Teiche der Ortschaft Maciejkowitz ertrank der 22 jährige Wilhelm Olszok aus Maciejkowitz. — In einem Grubenteich in Bielschowitz badete der 17 jährige Hubert Dlugosz. Auch dieser Badende ertrank, ohne daß ihm rechtzeitig Hilfe geleistet werden konnte.

Wer will sich melden. Die Schlesische Landwirtschaftskammer in Kattowitz schreibt ab 1. September die Stelle eines Leiters bei der landwirtschaftlichen Schule in Rybnik aus. Die Bezahlung erfolgt nach Gruppe VII des staatlichen Gehaltstarifs. Entsprechende Gesuche sind bis spätestens zum 30. Juli an die Schlesische Landwirtschaftskammer in Kattowitz, ulica Plebiscytowa 1, einzureichen.

Vom elektrischen Strom der Fahrleitung getötet. Zwei Schuljungs aus Burowietz bei Eichenau kletterten vor Uebermut bei der Grubenbahnunterführung der Sandversatzanlage der Gieschegrube auf ein angebautes Gerüst, unter welchem sich die Fahrdrahtleitung befand. Der 10 jährige Suchanek kam mit der Leitung in Berührung, so daß er durch den elektrischen Schlag von der 4 Meter hohen Rüstung in den ausgemauerten Wassergraben heruntergeschleudert wurde. Der Tod trat auf der Stelle ein.

Verkehrsunfall. Zu einem heftigen Zusammenstoß kam es zwischen einem Personenauto und einem Motorradfahrer auf der ul. Kosciuszki und ul. Jordana in Kattowitz. Das Motorrad ist erheblich beschädigt worden. Personen wurden nicht verletzt.

Wer ist der Verlierer? Beim 2. Polizeikommissariat in Kattowitz kann ein goldenes Damen-Armband, welches in der **Nähe des Kino „Rialto" in Kattowitz aufgefunden wurde und etwa 19 Zentimeter lang ist, von dem rechtmäßigen Eigentümer** abgeholt werden.

Weitere Bäumchen werden ausgegraben. Durch die städtische Gartenbauabteilung in Kattowitz werden z. Zt. ähnlich wie auf anderen Straßen, auch auf der ulica Dworcowa und ulica Jana in Kattowitz verschiedene Bäumchen, die unter den starken Frösten in diesem Winter gelitten haben und erfroren, sind entfernt und durch neue ersetzt.

Bestohlen. Empfindlich geschädigt wurde der Anton Regurza aus Bogutschütz, welchem eine silberne Uhr mit Kette, 2 Paar Schuhe, 1 Koffer, eine lederne Aktentasche, sowie ein Geldbetrag gestohlen wurde. Der Polizei gelang es inzwischen den Spitzbuben in der Person des Alois Lisch aus Bogutschütz zu ermitteln.

Zalenze. (Gastwirt Golczyk gestorben.) Am Montag, vormittags 9 Uhr, wurde der 73 Jahre alte Gastwirt Theodor Golczyk zu Grabe getragen. 9 Vereinsfahnen und eine große Anzahl Kränze mit zirka 4—500 Teilnehmern begleiteten den Verstorbenen zur letzten Ruhe. Als Gastwirt war er allen gerecht. Gewerkschaftsorganisationen und auch selbst politische Parteien haben zu seinen Lokalitäten Zutritt gefunden und dort ihre Verbandsangelegenheiten erledigt. Der Verstorbene war selbst Mitglied der verschiedenen Vereine und 10 Jahre lang Mitglied des Deutschen Bergarbeiterverbandes. Er lebte von Arbeitern und hielt auch mit ihnen treu Hand in Hand. Die freigewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft wird eines solchen Mannes immer in Ehren gedenken.

Janow. (Unliebsame Vorfälle.) Infolge der gänzlichen Einstellung der Arbeitslosenunterstützungen aus der Staatsbeihilfe, kann man bei der Zahlung der Unterstützungen durch die Gemeinden sehr oft unliebsame Szenen beobachten, wo es zu Verwünschungen und Uebergriffen gegen die Kommunalbeamten kommt, welche leider an der Verordnung des ministeriellen Erlasses nichts ändern können. Gerade die Gemeindeväter waren sich im voraus bewußt, das dieser Verordnung harte Folgen und unliebsame Handlungen in den Gemeinden folgen müssen, so daß sie sich für eine Zahlung der Unterstützungen für kinderreiche Familien aus dem Spezialfonds der Wojewodschaft einsetzten. Natürlich sind davon Ledige und Verheiratete ohne Kinder gänzlich ausgeschaltet und am schwersten sind die älteren davon betroffen worden, welche infolge ihres Alters nirgends Beschäftigung erhalten können und zum Betteln greifen müssen. Mithin müßte gerade für diese Personen etwas unternommen werden.



„Um Gottes willen — was hast du denn vor, Artur?"
„Wenn du meine Werbung zurückweist, gehe ich ins Wasser!" (London opinion.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Drachen und Drachensagen

Von Willy Ley.

Wer Bölsches ältere Schriften kennt, mit ihrem ständig wiederkehrenden Denken und Forschen um das Thema „Mensch und Urwelt" und der Liebe zu den ältesten deutschen Zoologen, speziell zu dem größten Geiste der Frühzeit moderner Zoologie, zu Konrad Gesner, der wußte schon seit langem, daß ihm das Thema des Sagendrachen und seines naturwissenschaftlichen Hintergrundes nicht auf die Dauer Ruhe lassen würde.

Und nun ist auch tatsächlich ein Bändchen mit dem Titel „Drachen" von ihm (im Kosmosverlag) erschienen, in dem er alles zusammenfaßt, was teilweise schon früher von ihm kurz angedeutet wurde. Es lohnt auch wirklich, einmal zu verfolgen, wie, — und ob man überhaupt — an den Sagendrachen naturwissenschaftlich herankommen kann.

Auf dem Papier vorhanden ist er schon genau so lange, wie man Bücher über naturkundliche Gegenstände geschrieben hat. Bei dem Römer Plinius spielt er eine große Rolle, — und natürlich auch bei den Quellen dieses alten Sammlers, die wir heute, teils leider, teils Gott sei Dank, nicht mehr alle kennen. Die alten Babylonier bildeten auf ihren berühmten Reliefs sogar einen in leuchtenden Emailfarben ab; ein seltsames hochbeiniges Tier ist es, mit langem Hals und kleinem Kopf, einen ebensolangen erhoben getragenen Schwanz mit einem stachelähnlichen Gebilde am Ende.

Auf dem Ischtartor gibt es noch ein anderes sonderbares Bild, ein rinderähnliches Wesen, das auch längere Zeit Gegenstand großer Grübeleien war und unter der Bezeichnung „Einhorn von Babylon" lief. Schließlich fand man hier heraus, daß es sich um eine etwas stilisierte strenge Profildarstellung des Stammvaters unseres Hausrindes, der Ur handelt. Dieser Fall also ist geklärt, die Sache mit dem Drachen aber...

Dieses Urtier, von dem eben die Rede war, taucht in den alten Tierbüchern Gesners aus dem fünfzehnten Jahrhundert noch als in Polen lebendes Wild auf. Und in den gleichen Tierbüchern ist auch ein beinahe hundert Folioseiten langes Kapitel vom Drachen. Gesner, der alles zusammentrug, was man überhaupt zu finden vermochte, sagt dabei selbst, daß es aber wohl verschiedene Arten von Drachen geben müsse. Seine Beschreibung gibt dann auch zunächst einmal alles wieder, was man heute im Tierbuch unter dem Stichwort „Riesenschlange" zu lesen bekommt (auch das Wort „draco") bedeutet nichts anderes. Dann aber wird es fabelhaft. Die Riesenschlangen bekommen plötzlich Beine und schließlich auch noch Flügel dazu. Sogar Bilder fehlen nicht, die solch bebeinte und geflügelte Wesen zeigen, wie es im Text heißt, nach „jungen gedörrten Drachen", die durch Weltreisende nach Paris gelangt seien.

Nun gibt es auf den Sundainseln eine kleine Eidechse, die „fliegender Drache" heißt und jederseits einen kleinen halbrunden oder dreieckigen Fallschirm hat, der durch einen Hautlappen gebildet wird, der sich über frei aus dem Körper herausstehende Rippenfortsätze spannt. Dieser fliegende Drache ist harmlos (man kann ihn in der Hand zerdrücken), er weist aber äußerlich eine große Aehnlichkeit mit den jungen Pariser Drachen auf, worauf ich schon in meinem Buche „Konrad Gesner, Leben und Werk" aufmerksam gemacht habe, mit dem Bemerken, daß die „jungen Drachen" von Paris höchstwahrscheinlich fliegende Drachen von den Sundainseln gewesen seien. Eine gewisse Sorte Fachkritik hat mir diese „feuilletonistische Phantasie" sehr verübelt und außerdem noch beleidigt darauf hingewiesen, daß die wissenschaftliche Biographie für jedermann verständlich und also ungehörig sei. Nun sehe ich aber, Bölsche sagt dasselbe, und man wird es wohl als Tatsache nehmen müssen. Immerhin aber, diese kleinen sonderbaren Eidechsen gerieten nur nachträglich in das Sagendrachengewebe hinein, die Veranlassung zu diesem Gewebe muß aber doch wohl bei einem gefährlicheren Tier ruhen. Daß sie bei einem Tier ruht, dürfte auch klar sein, denn die „Unwetter und Blitzdrachen", mit denen reine Sagenforscher, die nicht Naturwissenschaftler sind, das ganze erklären wollen, sind ebenso ersichtlich später hineingeraten.

Welches Tier nun aber?

Teilweise die Riesenschlange, das hörten wir schon, dann auch ein bißchen Krokodil, aber es muß noch etwas fremdes sein.

Viele haben an die alten Saurier gedacht, die ja wirklich entsetzlichste Sagendrachen waren, aber sie starben lange vor dem Auftreten der Menschen aus. Auch wenn man annimmt, daß verschiedene, in besonders geschützten „Asylen" (etwa nach dem Muster des Romans Conans Doyle „Verlorene Welt", der solche Situation schildert) länger ausdauerten, reicht es noch nicht ganz zur vollständigen Erklärung. Es bestehen recht viele Vermutungen, daß es in Afrika noch ein unbekanntes Großreptil — einen Saurier, wenn man will — gibt. Schomburg erzählt davon, ebenso der Leiter der deutschen Likula-Kongo-Expedition 1913/14, Freiherr von Stein. Auch Bengt Berg hat solche Eingeborenenfabeln gehört. Aber diese Geschichten gehen nicht über enge Gebiete heraus, und sind eben nur Geschichten von einem bösen Reptil, nicht aber Sagen. Also wieder hervor mit der Vermutung von den echten alten Sauriern als Fabelerzeugern! Steinmann, ein recht verdienstvoller Forscher, hat einmal so etwas wie eine Theorie entwickelt, nach der die Saurier gar nicht ausgestorben seien, sondern sich nur zu einem bestimmten Zeitabschnitt plötzlich verwandelt hätten, der Ichthyosaurus in den Delphin, die känguruhartigen Großechsen in die Straußvögel und ihre ausgestorbenen Verwandten, die riesigen Moas, die großen Pflanzenfresser in die Elefanten und Flußpferde. Nimmt man an, daß das stimmt (es ist unwahrscheinlich), dann führt das auch nicht näher an die Sage heran. Dann wären die Saurier zwar nicht ausgestorben gewesen, als der denkfähige Mensch entstand, aber er hätte sie nur als Strauße, Delphine und Elefanten kennengelernt — und die haben keine Sagen geschaffen. Die anderen Versuche, den Menschen bis zu den alten Kreidezeitdrachen zurückzudatieren, sind aber alle mißlungen, insofern nämlich, als jeder schließlich zugeben mußte, daß der „Mensch der Kreidezeit" doch noch kein Mensch" war der Ueberlieferungen und Mythen schuf.

Man käme also nicht weiter, wenn man nicht aus einem ganz anderen Erdteil einen Fingerzeig bekäme. Die Eingeborenen Australiens erzählen jetzt noch schlimme Geschichten von einem schweren Eidechsenungeheuer, das Menschen fraß. Man kennt diese Eidechse nicht, oder vielmehr nicht lebend. Wohl aber hat man in Schichten Queenslands, deren Entstehung man in das Ende der Eiszeit (wo es schon sehr wirkliche und sehr viele Menschen gab) verlegt, Reste einer Eidechsensorte von 10 Meter Länge gefunden! Der australische Drache ist damit sichergestellt, er gehört zoologisch sogar zu den Waranen, dem Eidechsengeschlecht, dem auch der berühmte vier Meter lange Komodowaran entstammt. Gerade diese Warane sind trotz ihrer Größe unheimlich beweglich, angriffslustig und gefährlich, sogar kleineren, häufigen Sorten, etwa von Meterlänge.

Wissenschaftlich sichergestellt ist, daß die Warane eine in jeder Hinsicht sehr große Zeit hinter sich haben, die nicht so weit rückwärts liegt, daß sie nicht mit der Menschenzeit noch zusammenfiel. Zwar hat man die Reste von 10 Meter langen Bestien, wie in Australien noch nicht überall gefunden, trotzdem ist nach Indizien anzunehmen, daß es sie fast überall in der Welt gab.

Bölsche kommt zu dem Schluß, daß ausgestorbene Riesenwarane unbekannter Arten die weitverbreitete Drachensage hervorgerufen haben, die sich dann später, als der Mensch die wohl nicht mehr häufigen Riesenwarane untergekriegt hatte, auf Riesenschlangen, Krokodile und schließlich mit dem Irrtum, es handele sich um Junge, sogar auf den kleinen harmlosen Javadrachen übertrug. Diese Ansicht ist so wahrscheinlich und brauchbar, daß man ruhig auf sie schwören kann, vorläufig allerdings nur auf die Ansicht; wenn Knochenreste einmal entdeckt sein werden, wird man auch auf die Tatsache schwören können.

Auf dem Wohlfahrtsamt

Von Gustav Gibim.

Ich lobe mir den Menschen im allgemeinen und den Beamten im Besonderen, der pünktlich ist.

Wir haben Millionen von Beamten, die seit 20 und mehr Jahren morgens punkt 8 Uhr den Federhalter ergreifen, um ihn punkt 12 Uhr wegzulegen. Ihn wieder um 2 Uhr in die Hand nehmen, punkt 6 Uhr weglegen.

Wehe aber dir, deutscher Bürger, wenn du von so manchem Beamten alten Schlages verlangen würdest, daß er um 12 Uhr mittags noch in einer dringenden Sache eine Arbeit verrichten sollte.

Nun verstehe ist, daß kein Mensch gern Ueberzeit arbeitet.

Wir wissen aber, daß es häufig sich nicht umgehen läßt.

*

Zu den Beamten, die sicherlich viel Geduld aufbringen müssen, zählen (zugegeben!) in diesen Zeiten der fürchterlichen Arbeitslosigkeit die Beamten an den Wohlfahrtsämtern.

Aber gerade von ihnen müssen wir verlangen, daß sie viel Geduld, viel Liebe und vor allem Verständnis für die Gereiztheit der Hungernden und Darbenden aufzubringen vermögen.

Wer dieses Talent als Beamter nicht besitzt, soll dem Wohlfahrtamt fern bleiben.

Wer schon aus Nächstenliebe einem besonders notleidenden Mitmenschen nicht auch ein paar Minuten Ueberzeitarbeit widmen kann, sollte noch weniger an solchen Posten stehen.

*

Wir haben einen schlimmen Winter hinter uns.

Er war unerträglich für die Armen, die schlechte Wohnungen und wenig Kohlen hatten.

Sehr schlimm daran war ein kriegsbeschädigter Handwerker in Darmstadt, der infolge eines schweren Ohrenleidens arbeitslos geworden war. Seine Familie wohnte in einem leeren Pferdestall, dessen Beheizung im letzten Winter so ungenügend war, daß nicht nur das Eis an den Wänden hing, sondern daß den Kindern im Bett Hände und Füße erfroren.

Eine Aerztin, die die Familie schon längere Zeit behandelte, bestätigte den menschenunwürdigen Zustand dieser Behausung. Sie hatte der Familie hauptsächlich Kohlen und kräftige Nahrung verordnet.

Der Handwerker ging sofort mit diesem Schein auf das Wohlfahrtsamt in Darmstadt. Als er aber in das Amt eintrat, war es gerade 12 Uhr mittags geworden. Der zuständige Herr Inspektor wollte das Büro verlassen. Trotzdem dem „Herrn Inspektor" das ärztliche Attest sagen mußte, daß hier ein besonders dringlicher Fall vorlag, weigerte er sich, den Handwerker zu bedienen.

Ich gebrauche absichtlich das Wort „Bedienen", weil ich der Auffassung bin, daß in einem demokratischen Staat jeder Beamte ein „Diener des Volkes" (ist höchstens, edelsten Sinne aufzufassen!) sein muß, wenn er überhaupt als würdig befunden sein soll, den Ehrenposten eines Beamten einzunehmen.

Alle Bitten des arbeitslosen Kriegsbeschädigten fruchteten nichts. Da packte den Verzweifelten die Wut. Er schimpfte und in seinem berechtigten Zorn warf er ein Regal um.

„Ich habe jetzt um 12 Uhr keine Sprechstunde mehr!" hatte dem armen Handwerker der „Herr Inspektor" geantwortet.

Wohlfahrtsämter einer Stadt sollen die größte Not zu lindern versuchen. Und ein Beamter eines solchen Amtes hat, auch wenn er seinen Bureaukittel bereits ausgezogen hat, für Menschen, die der Verzweiflung nahe sind, jederzeit, wie ein Arzt für die Schwerkranken Sprechstunden zu haben.

Was tat aber der „Herr Inspektor?"

Er setzte sich (natürlich in seiner Dienstzeit) hin und schrieb auf langen Aktenbogen eine Anklage gegen den arbeitslosen Kriegsbeschädigten wegen Beamtenbeleidigung.

Nun stand dieser Tage der arme arbeitslose, schwerkranke kriegsbeschädigte Handwerker in Darmstadt vor dem Gericht und hatte sich wegen Beleidigung zu verantworten.

Die Verhandlung ergab einen herzzerreißenden Einblick in die unglaublichen Wohnverhältnisse, in das fürchterliche Elend der Familie des Kriegsbeschädigten.

Der Richter hatte ein menschenliebenderes Herz als der „Herr Inspektor" vom Darmstädter Wohlfahrtsamt. Auf den Vorschlag des Gerichtsvorsitzenden soll durch Ersuchen an den Oberbürgermeister der Stadt Darmstadt die Anklage zurückgezogen werden.

Gerichtet war mit diesem Vorschlag einzig und allein und mit Recht der „Herr Inspektor", der, weil die Glocke 12 geschlagen hat, einen Verzweifelten mit samt seiner Familie (die Kinder haben im Bett Hände und Füße erfroren!) abweist mit der Bemerkung: „Ich habe keine Sprechstunde mehr!"

*

Ich habe noch nie eingesehen, warum ausgerechnet der Beamte gegenüber dem Arbeiter bessere Anstellungsverhältnisse haben soll.

Warum er allein das Recht auf Pension haben soll.

Recht und Anspruch auf Versorgung für sich und seine Angehörigen hat jeder Mensch, der krank ist, invalid und arbeitsunfähig oder beim besten Willen keine Arbeit bekommen kann.

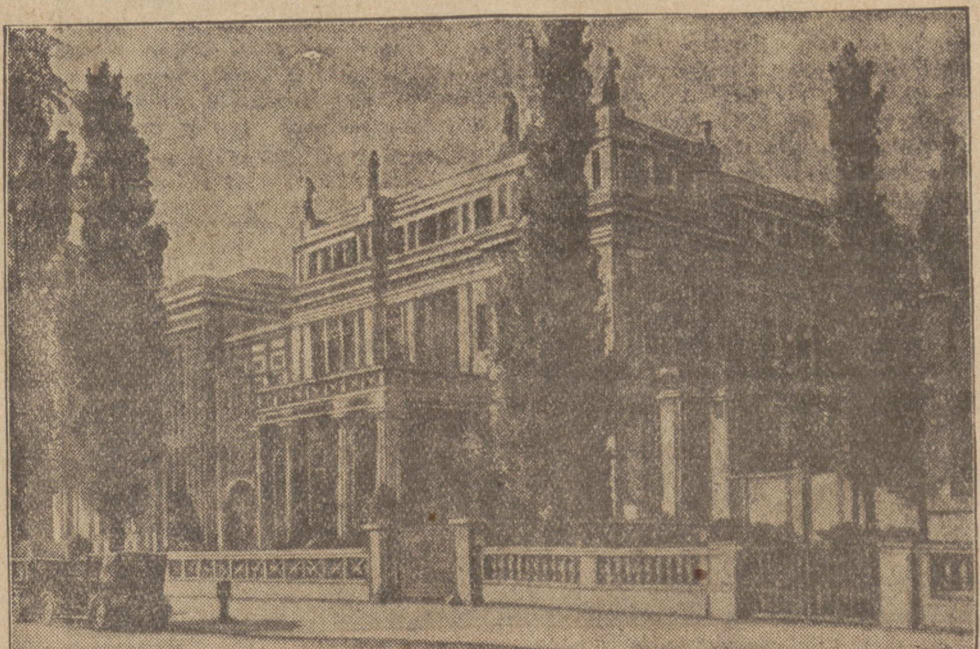
Das „Recht zum Leben", das „Recht zur Arbeit" hat jeder Mensch.

Und das Wort von der Nächstenliebe wäre nur fahler Schein, wenn wir dieses Ziel nicht mit aller Kraft zu erreichen versuchen.

Ein Privatangestellter, der sich in einem solch dringenden Fall weigern würde, noch ein paar Minuten über seine Zeit zu arbeiten, würde fristlos entlassen werden.

Ein Arzt, der sich weigern würde, zu einem schwer oder zu Tod kranken Menschen zu gehen, mit der Begründung: „Ich habe keine Sprechstunde mehr!" würde von seinen Berufskollegen als unwürdig weiter Arzt zu sein, erklärt werden.

Ein Beamter eines Wohlfahrtsamtes, der nicht dieses Ethos seines Berufes im Herzen trägt, sollte von seinen Vorgesetzten für unwürdig erklärt werden, weiter an solch wichtiger Stelle zu amten, die dazu berufen ist, das schlimmste Elend zu mildern.



Die Villa Stuck in München

die der vor ungefähr einem Jahr verstorbene große Maler in der Prinzregentenstraße nach eigenen Plänen sich hat erbauen lassen, soll im September versteigert werden. Von Künstlerseite geht die Anregung aus, daß die Stadt München den monumentalen Bau mit seiner prächtigen Einrichtung erwirbt und als künstlerisches Denkmal erhält.

Die kostbare Uhr

Von Wilhelm Groß.

Hans Raunstedt war gewissermaßen immer sagenumwoben gewesen — ihn umschwebte ein Schein von Mystik. Die Tatsache, daß er die meiste Zeit seines Lebens in Amerika verbracht hatte, trug nicht allein dazu bei — denn wieviele Menschen sind in Kalifornien oder Kanada gewesen. Nein — es waren die Länder und Städte, in denen er sich aufgehalten hatte. Nuklukayt — Chihuahua — man bekam einfach Schüttelfrost — es durchschauerte einen, wenn man diese Namen hörte — Gott weiß, was das für Räubernester gewesen sein mochten, in denen er seine Taten vollbracht hatte — und — der Klang dieser Namen — das Schaurig-geheimnisvolle, was sie auszudrücken schienen — das hatte Hans Raunstedt seine Sonderstellung verschafft — hatte ihn gewissermaßen geprägt. Zeitlebens war er anders gewesen als andere.

Erzählte er irgendetwas von jenen geheimnisvollen Städten und Ländern, so gab er eigentlich nur kurze skizzenhafte Darstellungen des Zuständlichen — er umriß die Situationen und Personen nur — die Phantasie des Zuhörers wurde angeregt — ihrer Betätigung waren keine Schranken gezogen. Er deutete das an, was „zwischen den Zeilen lag", er ließ Dinge ahnen, durchschimmern: „Ja — das läßt sich eigentlich nicht beschreiben — es war ja stockfinstre Nacht, versteht ihr, und wir wußten ja nur, daß wir jeden Augenblick eine Kugel in den Bauch bekommen konnten — aber es gelang uns, zu entkommen — — —"

Dann schwieg Hans Raunstedt und ließ seine Zuhörer in einem Zustand unbefriedigter Spannung zappeln. Ja — er hätte was erzählen können, wenn er nur gewollt hätte. Ob er auch Geld besessen hatte? Niemand wußte es, aber Vermögen waren selbstverständlich durch seine Hände gegangen, das war sonnenklar und ging aus den Schilderungen hervor — und ein Rest — wenn auch ein verhältnismäßig kleiner, war verblieben — und das war die goldene Uhr — — —

Eine schwere Uhr — Doppelkapsel — sie wurde in einem Futteral von Wildleder getragen, damit sie keine Schrammen erhielt und untadelig blieb. Er hatte niemals verraten, wieviel dieses Prachtexemplar gekostet hatte, sondern nur geheimnisvoll gelächelt, wenn einer nach dem Preise fragte. Dann und wann nahm er die Uhr hervor und ließ die Kinder horchen. Mein Gott — war das eine Uhr. Das klang — als ob ein kleiner Mann im Werk säße und mit einem winzigen Hammer auf ein scharfes Pflugmesser schlüge. Sie tickte nicht etwa wie eine andere gewöhnliche Uhr, die man in jedem Laden kaufen konnte — nein — dieser Klang — jeder konnte hören, daß Hans Raunstedts Uhr eine ganz besondere Uhr war — außergewöhnlich fein und gut. Die Augen der Kinder wurden größer und größer, wenn sie auf das Ticken dieser Uhr hörten — wie das schallte — schließlich wurde ihnen der Kopf ganz benommen.

Eines Tages starb Hans Raunstedt. Das Wasser war beim Torfstechen in seine hohen Zugstiefel hineingelaufen. Schließlich waren die Lungen angegriffen worden — er war ja auch nicht mehr jung. Das elende Torfmoos und das Graben da draußen hatten vollbracht, was keine Kugeln und Dolche — keine Indianer und Banditen vermocht hatten — Hans Raunstedts zähes Leben zu beenden. —

Das Begräbnis war endlich überstanden. Frederik Thams, Hans Raunstedts Neffe, sein nächster Erbe, saß am Tischende.

„Ja — Geld hatte der Onkel nicht hinterlassen — 86 Kronen lagen auf der Sparkasse — die würden aber fürs Begräbnis mit draufgehen — übrig blieben nur einige alte Möbel und Kleider."

„Und dann noch die goldene Uhr," bemerkte Stine.

Während die Kleider, die Möbel, die Wäschestücke und verschiedene Kleinigkeiten verteilt wurden, blieb alles friedlich, aber als die Reihe an die kostbare Uhr kam, ging der Zank los.

Nach einigen Stunden echt verwandtschaftlichen Gezänks, waren Frederik Thams und seine Frau mit der goldenen Uhr allein zurückgeblieben.

Er hatte sie behalten — und ein Verwandter nach dem anderen hatte ihm ewige Feindschaft geschworen und ihn zum Teufel gewünscht. Denn selbst, wenn er nach dem Gesetz der nächste Erbe war, hatte er doch seinem Onkel durchaus nicht nahe gestanden und es stellte sich jetzt heraus, daß Hans gerade allen anderen die Uhr versprochen hatte, nur nicht seinem Neffen — — —

Jahre vergingen. Die Uhr tickte immer noch in Frederiks Westentasche, während die Familie sich mehr und mehr verzankte und nicht mehr miteinander verkehrte. Jedesmal, wenn Frederik seine Uhr aus der Tasche zog, schmerzte dieser Anblick irgendeinen aus der lieben Verwandtschaft, bis die Uhr eines Tages nicht mehr ging. Was immer Frederik auch anstellen mochte, die Uhr blieb stehen. Trotzdem er mitten in der Ernte steckte, ließ er doch anspannen und fuhr in die Stadt, denn, daß diese Uhr stand — das ging nicht, das konnte er nicht mit ansehen. „Ja — ich bringe Ihnen also meine goldene Uhr — sie will nicht gehen — bitte sehen Sie mal nach — die muß doch zu reparieren sein — — —" Ohne die geringsten Anzeichen von Ehrfurcht oder Imponiertsein, nahm der Uhrmacher das kostbare Kleinod und untersuchte es, um schließlich bedauernd mit dem Kopf zu schütteln: „Das lohnt sich wirklich nicht — würde mindestens 10 Kronen kosten — und für 17.50 Kronen können Sie eine neue haben — ganz genau dieselbe — sehen Sie hier — —"

Frederik Thams ertrug diesen Schlag wie ein Mann. Er erhandelte die neue Uhr für 10 Kronen, gab die alte in Zahlung — und nicht mal seiner Frau vertraute er das Geheimnis der „kostbaren" Uhr an.

Daß er sich mit seiner ganzen Sippschaft entzweit hatte — mochte angehn — daß er sich aber auch noch lächerlich machte — nie und nimmer. In Zukunft können seine Erben sich mal genau so um jenes Kleinod zanken, wie er es mußte — mögen sie sich einbilden, daß es um Hans Raunstedts kostbare Uhr geht — — —



Für die Passionsspiele von Oberammergau

die nach einer 8jährigen Pause 1930 wieder stattfinden sollen, muß die Rolle der Maria neu besetzt werden. Die aussichtsreichste Kandidatin für diese Rolle ist Ria Lang, die Tochter des früheren Christusdarstellers in Oberammergau, Anton Lang. Unser Bild zeigt sie mit ihrem Vater, der von Beruf Kunsttöpfer ist.

Südliche Morgenstunde

Von Anton Schnack.

Jetzt ist das Zimmer erfüllt von einer großen Hornisse, die den süßen und aufreizenden Geruch aus einer Schale voll zuckersaftiger Kirschen weit in ihrer grauen Felsenritze oder in ihrem zerschabten Baumloch gespürt hat. Sie fliegt suchend die weiße Decke entlang, ihr ganzer Leib ist durchzittert von Spürsinn, der sie immer wieder von der harten Kälte der geweißten Decke zurückprallen läßt.

Zornig klingt ihr Flügelgeräusch auf dem lichtblauen Glas des geschlossenen Fensters, auf das sie sich gestürzt hat, und durch das trügerisch der ungetrübte Himmel, die glühende Fläche des Meeres und im Felsgestein der immergrüne Strauch der aromatischen Myrrhe mit elfenbeinweißen und zärtlichen Blüten lockt.

So ist es immer: du goldenes Tier mit wildem spielenden Stachel, auch uns locken die Düfte unbekannter und süßer Dinge, die in irgendeinem Dunkel verborgen sind und denen wir entgegentreiben, erwartungsvoll, suchend, neugierig, unüberlegt und bereit, Gefühl, Hunger und Wißbegierde an ihnen zu erproben und zu befriedigen.

Ich lauere auf diese Stacheltiere, sie sind die einzigen Tiere, die ich hasse; und zwar schon von den Tagen der Kindheit an, da ich an einem Rain mit kleinen braunen Schneckenhäusern spielte und plötzlich von einer dieser Wespen in das weiche Fleisch des Kinderarms gestochen wurde, obwohl ich nichts anderes tat als dazusitzen, mit einem Brot daneben, auf das mir die Schwester süßes Zwetschgenmus gestrichen hatte.

Es ist schon die Fünfte, die mit gekrümmten und auseinandergerissenen Leib am Boden vor dem Fenster liegt. Verzeihe mir, Geist der Tiere, daß ich sie mordete mit der dünnen Spitze meines Schreibstiftes; es ist die einzige Grausamkeit, deren ich gegen Tiere noch fähig bin! Du mußt es wissen, Geist, wie es mir unmöglich war, dem kleinen Krebse Beine und Scheren abzureißen, um den Leib an die Angel zu spießen; denn der Meerfisch beißt nur das, was gleich ihm im Meere lebt und gedeiht.

Du mußt es wissen, wie mein Jagdblut sich nach dem schwankenden Bambus des Angelsteckens sich sehnt, wenn die Schwärme der Fische aus dem schwarzen Schein der Tiefe auftauchen und am Uferrand entlangtreiben, um den verfaulten Schlamm nach Fraß zu durchstreifen. Hier sah ich auch eine junge Meerschildkröte schwimmen; ich, an dich großen und wilden Geist der Tiere denkend, enthielt mich jedes Steinwurfes und ließ sie, die unbeirrt und schwankend vorwärtsschwamm, in den Höhlungen des Uferrandes verschwinden.

Ich weiß, daß du mir, da ich dieses denke, gütig gesinnt bist; denn im Gewirr der phönizischen Sadebäume und das immergrünen Kreuzdorns singt ein mir unbekannter Vogel, eine Sängergrasmücke oder eine Blaudrossel vielleicht, jetzt die Melodie seiner Stunde. Dann, wenn der heiße Mittag kommt, wird sie schweigen. Zunächst ist es ein Ton, als hätte er zu warnen oder einer Erregung Ausdruck zu geben. Dann wird er süßer, schwellender, mit schluchzenden Lauten angefüllt, hingeworfen wie ein abgestimmter Fall von klingenden Kugeln und in einen langen klagenden Ton hingehalten. Dazwischen hinein springt und fällt das zwitschernde Geplapper einer Felsenmeise.

Dreimal am Tage läßt du mich ihn, Geist und Pan des steinigen Abhanges, hören. Zum erstenmal morgens, wenn die dunklen und verbrannten Inselbauern, mit den roten Mützen auf den Ohren und den riesigblauen Pluderhosen um die Schenkel auf Segelbooten in die Bucht treiben und die Berge ganz erstarrt und steinkalt aus der kühlen Nacht sich schälen.

Ehe ich noch meinen Traum beende, singt der Vogel seine zarte, schwermuthafte Strophe aus dem wilden Granatapfelbaum. Man kann seine Kehle einer Flöte vergleichen, die ein trauernder und in sich versponnener Knabe bläst. Wie soll ich ihn deuten, diesen reinen rufenden Ton der Morgenkühle, der ich mich mit nackten Füßen über den Stein der Terrassen schleiche, um nach dem Sänger zu spähen, wie er seine klopfende Kehle durch das Gezweige pochen läßt.

Unergründlich bleibt mir, wovon der Vogel singt: von dem Hause vielleicht, das Schatten über den Baum wirft, der da am Felsen hängt, und in dessen Gabel dein Nest, selige Kreatur, in kaum gewahren Winde zittert? Von dem Mädchen, das bald an den Strand kommen wird und mit Muscheln spielt? Von mir, der ich nach den Segelbooten spähe, die hölzerne Fässer an Bord und weiße erlegte Fische unter den Ruderbänken haben. Aber was geht ihn das Menschliche an! Seine Geheimnisse, seine Gefühle, seine Stimmungen, seine Klagen bleiben mir so unbekannt wie die Gesetze, die das Gestirn des Großen Wagens im diamantenen Wirbel der hohen Sommernacht aufbauen.

Den ganzen Mittag wird er ruhen; dann ist nur das Geräusch der Wellen vernehmbar und das leichte Sausen des Mistralwindes, der weit draußen auf dem Meere sich um die Zeit erhebt, wenn die Kraft der Sonne am stärksten und glühendsten ist.

Der Vogel ist verstummt, nun ist Schweigen. Auf der Terrasse liegt mit weißen ätzenden Feuern die Sonne. Der Ausschnitt der Türe, durch die ich schaue, hält mir die Spitze einer Zypresse entgegen, die starrend und unbewegt mit schwarzem Riß die Bläue schneidet.



Das Tänzelfest in Kaufbeuren

das jedes Jahr in der mittelalterlichen Allgäustadt gefeiert wird, soll bereits 1497 von Kaiser Maximilian eingesetzt worden sein. Zunächst eine Veranstaltung der Zünfte, entwickelte es sich zum reinen Kinderfest. Im Mittelpunkt der Feiern, die in diesem Jahre vom 21. bis 24. Juli stattfanden, steht der Einzug des jungen Hohenstaufenkönigs Konradin, der als Zwölfjähriger im Jahre 1264 die Stadt betrat, und seine feierliche Begrüßung vor dem Rathause (im Bilde).

Für die Toten

Von Heinrich Hemmer.

Das chinesische Totenfest — das in die heißeste Jahreszeit fällt — hat nichts von der unsicheren Melancholie des unseren. Man zieht freudig aus (ein ganzes Dorf, eine Stadt), um die Toten als gute Freunde zu besuchen. Die chinesische Religion kennt weder Gott, noch Jenseits, sondern nur vergötterte Menschen, und das sind eben die Ahnen, die man aus tiefstem Grund der Seele verehrt und im übrigen behandelt, als wären sie gar nicht tot; als wären sie nur pensioniert vom Leben und seinen Mühen und nähmen Anteil an unserem Tun und Treiben und wären bereit, uns zu helfen, wenn wir danach sehen, daß ihnen ihrerseits nichts abgeht, draußen in ihrer Retraite, im Hause der Ewigkeit, das man einander ja schon bei Lebzeiten schenkt, als passendes Geburtstagsgeschenk oder so.

Man bringt den Toten daher nicht so Unnützes wie Blumen, sondern stellt ihnen Leckerbissen auf die weißgetünchten Grabhügel: das Beste vom Besten. Dabei entschuldigt man sich wie bei einem fürstlichen Gast, daß man ihm nicht noch mehr bieten könne, weil eben dies und jenes in dieser verflixten Zeit nicht recht geklappt habe, und bittet die Toten, mit dem Gebrachten gütigst vorlieb zu nehmen und es sich gut schmecken zu lassen. Ich habe eine chinesische Mutter an einem kleinen Grabhügel ihr Kind anrufen hören: es möge sich vor dem Gewitter nicht fürchten, die Sonne käme gleich wieder zum Vorschein. Wenn die Chinesen mit ihren Toten gesprochen und ihnen den letzten Tratsch erzählt haben, fühlen sie sich in ihrem materialistischen aber treuen Herzen erleichtert, plaudern, lachen und rauchen . . .

Nun hat für das fünftausendjährige Reich eine neue Epoche begonnen, es gibt Tausende der modernsten Schulen, gemeinsame Erziehung der Geschlechter, freie Zeitungslesehallen und Vortragssäle, Freiluft- und Analphabetenschulen, den modernsten Komfort und den Klimbim europäischer Vergnügungsetablissements. Einmal traf ich in einem Schanghaier Nachtlokal wie man es am Kurfürstendamm nicht luxuriöser findet, einen Chinesen von der letzten Boulevardeleganz und eine Bubikopfchinesin, die ich beide zu meinem Erstaunen beim letzten Totenfest die altväterlichen Speiseschüsseln auf ein Grab hatte stellen sehen. Nachdem wir viel geplaudert, geraucht und getrunken hatten, erlaubte ich mir die Frage, ob nach Ansicht des chinesischen Dandys die Ahnen tatsächlich von den Speisen essen, die man ihnen aufs Grab hinausstellt.

„Oh ja," sagte mein genialer Mann, „die toten Chinesen essen von den mitgebrachten Speisen mit ebensoviel Genuß wie die toten Europäer an den Blumen riechen, die ihr ihnen aufs Grab legt."

Der einzige Ausweg

Humoreske von Anton Tschechow.

Es gab eine Zeit, als die Kassierer auch unsere Gesellschaft bestohlen haben. Der Gedanke allein ist entsetzlich! Sie bestahlen uns nicht, sie fraßen vielmehr unsere arme Kasse leer. Die Innenwände unserer Kasse waren mit grünem Samt überzogen — auch der Samt wurde gestohlen. Einer ließ sich so hinreißen, daß er samt dem Gelde das Schloß und den Deckel mitgehen ließ. Während der letzten fünf Jahre haben wir neun Kassierer gehabt und alle neun senden uns jetzt aus Sibirien zu allen hohen Feiertagen ihre Gratulationen. Alle neun!

„Das ist schrecklich! Was tun wir nun?" seufzten wir alle, als wir den neunten vors Gericht zerrten. „Es ist ja eine Schande! Daß alle neun Spitzbuben sind!"

Nun begannen wir uns die Köpfe zu zerbrechen: wen soll man zum Kassierer ernennen? Wer ist kein Gauner? Unsere Wahl traf auf Iwan Petrowitsch, den zweiten Buchhalter. Er war stets ruhig, fromm, und lebte wie ein Schwein, von irgendwelchem Komfort nicht einen Dunst. Wir teilten ihm nun unsere Wahl mit, segneten ihn für den Kampf gegen die Versuchung und beruhigten uns... aber nicht auf lange Zeit.

Am nächsten Tag erschien Iwan Petrowitsch in einer neuen Krawatte. Am dritten Tage kam er in die Bank mit einer Droschke, was ihm bis jetzt noch nie geschah.

„Haben Sie bemerkt?" flüsterten wir nach einer Woche zueinander.

„Neue Krawatte... Zwicker... Gestern verschickte er Einladungen zu seinem Geburtstag... Es geschieht etwas... Betet öfters zu Gott... Wahrscheinlich ist das Gewissen nicht rein...

Wir teilten unsere Mutmaßung unserem Direktor mit.

„Sollte am Ende auch der Zehnte sich als Gauner entpuppen?" seufzte er.

„Nein, das ist unmöglich... Ein moralischer, ruhiger Mann, wie der... Uebrigens... gehen wir zu ihm!"

Wir gingen zu Iwan Petrowitsch und umzingelten die Kasse.

„Verzeihen Sie bitte, Iwan Petrowitsch"... wandte sich der Direktor an ihn mit flehender Stimme. „Wir vertrauen Ihnen... Wir glauben Ihnen... Ja... aber wissen Sie... gestatten Sie bitte, daß wir die Kasse revidieren... Seien Sie gütig... erlauben Sie bitte!"

„Bitte! Es wird mir ein Vergnügen sein!" war die flotte Antwort des Kassierers. „Bitte, soviel Sie wünschen!"

Die Revision begann. Wir rechneten und zählten und fanden ein Manko von etwa 400 Rubel vor. Also auch er! Der zehnte?! Entsetzlich! Das war der erste Gedanke. Zweitens, wenn er während einer Woche so viel Geld verpraßt hat, was wird nach einem Jahr, nach zwei geschehen? Wir standen sprachlos vor Schrecken, Erstaunen und Verzweiflung.

Was fängt man an? Was denn? Anzeigen? Nein, das ist schon dagewesen und zwecklos. Der elfte wird auch stehlen, der zwölfte auch...

Der Direktor begann das Zimmer mit Schritten abzumessen.

„Was tut man? Wie soll man sich gegen solche... Subjekte schützen? Meine Herren, warum schweigt ihr? Was nun? Doch nicht prügeln diese Kanaille! (Nach etwas Ueberlegung): Höre nun, Iwan Petrowitsch. Wir werden das Geld ersetzen, wir wollen uns nicht wieder öffentlich blamieren, der Teufel hole dich, sei aber aufrichtig und antworte ohne Hintergedanken... Hast du vielleicht eine Schwäche für das weibliche Geschlecht?"

Iwan Petrowitsch lächelte und wurde ein wenig verlegen.

„Nun ja... das ist ja selbstverständlich," sagte der Direktor. „Wer hat diese nicht? Das ist zu begreiflich... Alle sind wir Sünder. Alle lechzen wir nach Liebe, wie ein... Philosoph gesagt hat. Wir begreifen dich... Also, wenn du schon diese Schwäche hast, so gebe ich dir ein Empfehlungsschreiben an eine... Sie ist hübsch... Es geht auf meine Kosten, gut? Sie spricht auch französisch... vollschlank... Trinkst du auch gerne? Wein, zum Beispiel?"

„Es gibt Wein und Wein, Exzellenz. Lissaboner Wein zum Beispiel kann ich nicht ausstehen. Jedes Getränk hat, so zu sagen, seinen..."

„Keine Erklärungen! Jede Woche lasse ich dir ein Dutzend Sektflaschen schicken. Friß, stehle aber kein Geld, kompromittiere uns nicht! Es ist kein Befehl, eine Bitte ist das! Theater besuchst du wahrscheinlich auch gerne?"

Und so weiter. Am Ende beschlossen wir, außer dem Sekt ihm einen Fauteuilsitz im Theater zu abonnieren, das Gehalt zu verdreifachen, ein Rappengespann anzuschaffen, allwöchentlich eine Trojka für Ausflüge außerhalb der Stadt zur Verfügung zu stellen — alles auf Kosten der Bank. Der Schneider, Zigarren, Buketts für benefizierende Schauspielerinnen, Möbeleinrichtung — — auch auf Kosten der Bank... Er soll mit einem Worte genießen, aber das Geld der Kasse nicht verausgaben!

Und was meinen Sie? Es ist bereits ein Jahr vergangen. Iwan Petrowitsch sitzt wie zuvor in der Kasse, und wir können ihn nicht genug loben. Alles geht ehrlich und vornehm zu... Er stiehl nicht... Uebrigens, während der allwöchentlichen Revision fehlen 10 bis 15 Rubel. Das ist aber kein Geld, eine Lappalie, nicht der Rede wert. Etwas muß man doch dem Kassiererinstinkt zum Opfer bringen. Er mag fressen, so viel er will, nur die Tausender soll er in Ruhe lassen. Jetzt geht es uns gut... Unsere Kasse ist immer voll. Allerdings kostet uns der Kassierer viel Geld, dafür ist er zehnmal so billig als jeder seiner Vorgänger. Ich kann Sie versichern, daß keine Bank und keine Gesellschaft solch einen billigen Kassierer hat wie wir! Wir profitieren nur dabei und deshalb, einfältig seid ihr, Machthabende, wenn ihr nicht unserem Beispiel folgt!...



„Goethe in der Campagna"

das berühmteste Werk Wilhelm Tischbeins, dessen Todestag sich am 26. Juli zum 100. Male jährte. Der Maler, der lange Jahre in Italien lebte, war mit dem Dichter befreundet und sein Führer durch die Kunstschätze Roms und Neapels während Goethes italienischer Reise.

Das gestorbene Lazarett

Von Klaus Neukrantz.

Drohende Kriegsgefahr zwischen Sowjetrußland und China! Wieder einmal lauert das Kriegsgespenst auf seine Opfer. Mag man Sowjetrußland zu Europa rechnen oder zu Asien, wie es Wissenschaftler neuerdings tun, kein Friedensfreund, kein Mensch von Verantwortungsbewußtsein wird gleichgültig bleiben können bei dem Gedanken, daß zehn Jahre nach Abschluß des Weltkrieges ein neuer Brand entfacht wird, dessen Herd man zwar sieht, dessen Umfang und Ende aber ungewiß bleiben muß.

Zur rechten Zeit kündet der Internationale Arbeiterverlag-Berlin einen Sammelband „Der Krieg" an, der, soweit man aus den Mitteilungen des Verlages ersehen kann, als ein flammendes Manifest gegen Krieg, Kriegsstifter und Kriegsgreuel gedacht ist. Der Internationale Arbeiterverlag verfolgt kommunistische Tendenzen. Wir hoffen, daß das „Volksbuch", wie er den im August erscheinenden Sammelband nennt, zunächst einmal in Sowjetrußland verbreitet wird. Der uns zur Verfügung gestellte Abschnitt „Das gestorbene Lazarett" könnte ebensogut auf dem sowjetrussisch-chinesischen Kriegsschauplatz Wirklichkeit werden.

Es war an einem der letzten heißen Tage des Sommers 1918. Ich ging durch die Straßen und Wohnungen von St. Quentin. Hoch über uns sangen ein paar englische Flugzeugmotore.

Ich ging direkt an den Häusern entlang. Kleine, abgelegene Nebenstraßen, die ich nie vorher betreten hatte.

Plötzlich traf mich ein penetranter Geruch. Eine schwere süßliche Fäule, die mich sofort an die Leichenfelder vor der Lorettohöhe erinnerte.

Ich wollte im ersten Moment umkehren. Weg von diesem schrecklichen Geruch! Ich fühlte genau, daß sich hier irgendwo, wenn ich weiterging, ein entsetzliches Grauen enthüllen würde.

Dann ging ich weiter dem Geruch nach.

In einem kleinen stillen Garten, abseits von der Straße stand eine Kapelle. Ueber den sonnendurchglühten sandigen Vorplatz ging ich zum Eingang, dessen große Türen weit offenstanden. Neben dem Tor hing ein kleines Schild: „Feldlazarett Nr. VII".

Der wahnsinnige Geruch, der mir in der Tür entgegenschlug, machte mich schwindlig. Ich kehrte um und zündete mir eine Zigarette an. Hinter der Tür, auf den Fliesen, nur mit einem grauen Soldatenhemd bekleidet, lag ein Mensch. Das Gesicht auf dem Boden. Der Körper in einer schwarzen, festgetrockneten Blutlache, in der Myriaden von Schweißfliegen herumkrochen. Um den Leib hingen die durchgebluteten Fetzen eines Verbandes. Es schien, als hätte der Soldat versucht, herauszukriechen.

Ich zog tief den Zigarettenrauch in die Lungen und stieß die Tür zu dem Kirchenschiff mit dem Fuß zurück. Eine Wolke von Fliegen erhob sich. Der faule Geruch schlug wie eine Faust in mein Gesicht.

Und dann sah ich auf einmal alles...

Da einer und da einer... auf Feldbetten... Strohsäcken... auf den Fliesen. Einer hatte die schwarzen Lippen in dem hohlen Wachsgesicht wie zum Pfiff hochgeschoben. Die Augen waren offen und starrten ohne Pupillen an die Decke. Das Gesicht seines Nachbarn war mit Papierzeltstoff zugedeckt. Eine gelbe dünne Hand mit langen, gebogenen Fingernägeln hing auf dem Boden...

Von Bett zu Bett... alle tot.

Vor dem Altar lag einer ohne Beine auf dem weißen Blechtisch. An dem verkrusteten Schnitt klebte ein glänzender schwarzer Klumpen von Fliegen. Der Kopf hing mit aufgerissenem Munde über die Kante des Tisches nach hinten. Als ob ein Mensch mitten im wahnsinnigen Schmerz, mitten in einem furchtbaren letzten Schrei, gestorben war.

Ueber einem zerfetzten schwarzen Leib lag quer eine deutsche Zeitung mit fettigen Flecken. „Fahnen heraus" — stand mit großen Buchstaben darauf.

Auf dem gelben verzerrten Gesicht eines Jungen lag ein Zettel mit einigen Bleistiftkritzeln.

Hans Jürgen, Inf.-Reg. 41
gest. 6. 8. 18.

„Gestorben" war abgekürzt. Ich schob den Zettel in die Tasche.

Einer hing halb aus dem Bett, den umwickelten Kopf in einer schwarzen trockenen Blutlache. So war er gestorben...

Aus einem Eimer, den eine Wolke von Fliegen fast verdeckte, ragte ein amputierter Arm.

Sind es alle Gastote..., in deren Eingeweide sich das weiße, süßriechende Phosgen gefressen hatte...?

Auf einem Stuhl neben einem Toten lag ein Blatt Papier:

10. 11. 1918. Kamerad, um Christi willen, ob du Deutscher oder Franzose bist, wer diesen Zettel findet, schreibe an meine Frau, Anna. B..., Dortmund, ... straße 7. Schicke ihr die Uhr, in dem Brustbeutel ist noch etwas Geld. Schreibe nicht von unserem Ende hier. Wir krepieren alle. Die Aerzte und die Sanitäter sind schon seit gestern fort. Sie sagten, es kommt Ablösung, aber ich glaube es nicht. Wir werden alle sterben. Das Schreien ist furchtbar. Es hört niemand. Mein Rücken ist kaputt. Schreibe nichts von hier an meine Frau.

11. 11. 1918.

Es kommt niemand. Immer noch rufen welche. Wenn wir nur erst alle tot wären. Ich liege in meinem Blut und Dreck, ich nicht..."

In dieser Nacht schrieb ich vorne im Graben zwei Briefe. Einen an den Kommandeur der 221. Infanteriedivision Exz. de la Chevalerie, und den anderen an Frau Anna B.... Dortmund, ...straste 7. Eine Woche später hatte eine abkommandierte Kompagnie mit Gasmasken vor dem Gesicht die Toten auf dem Platze vor der Kapelle begraben. Man hatte ein großes Loch ausgehoben und die Leichen mit Matratzen und Strohsäcken hineingeworfen und Kalk daraufgedeckt. Jemand hatte mit Blaustift auf ein Holzkreuz geschrieben:

Hier ruhen in Gott
83 tapfere deutsche Soldaten.
Sie starben den Heldentod.

In derselben Kapelle von St. Quentin wird heute wieder zu Gott gebetet. Weihrauch ist stärker als der Verwesungsgeruch der 83 toten Soldaten.



In Berlin von ihrem vierfüßigen Landsmann empfangen

wurden die Australien-London-Flieger Ulm (1), Kingsford-Smith (2) und Williams (3), die am 23. Juli mit dem Flugzeug in Berlin eintrafen. Zur Begrüßung war auch ein dressiertes Känguruh erschienen, das zurzeit in einem Berliner Varietee seine Boxkünste zeigt. (Ulm und Kingsford-Smith führten im vorigen Jahre den ersten Flug Amerika—Australien durch.)

Dschiang, der das Tschi Ling lockte

Von Erich von Salzmann.

Im Tempel der Zehntausend Jahre auf dem heiligen Omi Berg an der tibetanischen Grenze, im Frühling.

Der Wahrsager „Rotes Luchsfell“ ging in der guten Stadt Omi Hsien von Haus zu Haus. Omi Hsien lebt vom heiligen Berg Omi, von seinen Pilgern und von seinem Ruf. Es ist eine streng altmodische Stadt mit engen Gassen, mit vielen Gasthöfen, mit zerfallenen Tempeln und starkem Leben, das sich hauptsächlich in der Straße abspielt. Jeder weiß alles, und Heimlichkeit sind nicht Mode in Omi Hsien.

Dschiang Fu Tschen ist einer der Bürger der guten, in ganz China berühmten Stadt Omi. Er handelt mit Heiligenbildchen. Das Geschäft geht schlecht. Aber Dschiang ist dem Opiumteufel verfallen, und wenn er im Dusel ist, dann spielt er Mahjong, sehr hoch Mahjong.

So hatte Frau Dschiang, um ihn zu heilen, eine List ausgedacht. Als der Wahrsager „Rotes Luchsfell“ durch die Straßen ging, hatte sie ihn in den Tempel gezogen und ihm gesagt: „Komm zu unserm Hause und sage dem alten Lehrer Dschiang — der übrigens erst 28 Jahre zählt — die Zukunft. Sage ihm nur, wenn er nicht aufhört, Opium zu rauchen und zu spielen, wird das Tschi Ling nie zu ihm kommen.“

Kopfschüttelnd meinte das „Rote Luchsfell“: „Tschi Ling? Was ist das?“

„Das Tschi Ling, du Esel, hat noch niemand gesehen. Es bringt die Kinder.“

„Na also,“ meinte verständnisvoll das „Rote Luchsfell“, steckte das 200 Kaeschstück ein, das Frau Dschiang ihm gab.

*

Um diese Zeit, es war einige Tage vor Neujahr, wohnte ich in der „Herberge zur himmlischen Eintracht“ in Omi. Die Leute feierten bereits alle. Die Läden waren halb geschlossen, dem Küchengott der Mund mit Honig verschmiert. In den Gasthäusern ging es hoch her. Alle Welt klapperte mit dem Kupfergeld in der Tasche. Ueberall wurde öffentlich gespielt.

Dschiang saß mit drei Freunden in dem Raum vor meiner Tür. Der Durchgang hatte einen Holzboden, was sehr selten ist, war also warm. Auf dem Tisch brannten in zwei hohen Zinnleuchtern Oellämpchen, denn der Raum war dunkel und das einzige Geräusch, das man seit 36 Stunden hörte, war das rasselnde Aneinanderschlagen der Mahjongsteine beim Spiel. Man trank viel Wein aus Suifu, denn der ist gut. Jemand führte das Protokoll. Dschiang saß bereits tief in der Tinte.

Plötzlich war großer Lärm. Ich sah auf meine Leuchtuhr. Es war 5 Uhr morgens und noch kein Licht. Der Teufel hatte Dschiang gepackt. Er rieb sich an seinem Partner, warf die Mahjongsteine unter den Tisch und stand auf.

„Du betrügst“, schrie er laut im Hause der „himmlischen Eintracht“.

„Du betrügst,“ gab der zurück, „du Trinker und Spieler“!

„Was,“ schrie Dschiang, „so eine Beleidigung“.

„Keine Beleidigung, die ganze Stadt weiß es, du verspielst dein ganzes Haus“.

„Was geht es dich an. Ich setze mein dickes Schwein gegen zehntausend Tiao.“

„Gut“, sagte der andere.

Sie zogen die Steine hin und her. Dschiang hob auf mit steinernem Gesicht. Der andere tat dasselbe . . . Dschiang hatte verloren.

„Mein Mädchen gegen hunderttausend Tiao. Nimmst du an?“

Gleichmütig sah der andere auf Dschiang. „Gut“, sagte er, „ich nehme an“.

Wieder raschelten die Steine. Wieder hoben sie auf. Dschiang hatte verloren. Er sprang auf, Tisch und Leuchter fielen um. Alle schrien. Dschiang stürzte heraus in die Gasse, die im Frühlicht gerade hell zu werden begann.

Vor seinem Haus lag ein Mann. „Ein Toter“, schrie Dschiang und bedachte alle schrecklichen Folgen. Ausgerechnet das noch jetzt um Neujahr. Da bewegte sich der Tote. „Du Barbar, du schmutziges Schwein“, schrie ihn Dschiang an.

Ruhig hob das „rote Luchsfell“ die Hand: „Höre Dschiang, wenn du nicht aufhörst, Opium zu rauchen, zu trinken, zu spielen, so wird das Tschi Ling niemals zu dir kommen“.

„Was?“ sagte Dschiang, dem die Arme herunterfielen und der Mund offen blieb. „Das Tschi Ling, das Tschi Ling, was soll das?“ — Schrecklich fiel es ihm aufs Gewissen. Da war noch kein Sohn, der vor seiner Ahnentafel einst Weihrauch brennen könnte. Nur die Tochter war da, und die hatte er grade verspielt.

Er pochte ans Haus. Frau Dschiang schlürfte heran, hob die Bretter aus den Leisten und öffnete.

„Wo kommst du her?“

„Nichts, nichts,“ sagte Dschiang, „das Tschi Ling“.

„Was ist mit dem Tschi Ling“.

„Ich muß zum Wan Nien Se, zum Tempel der Zehntausend Jahre, zum Abt oben in den Bergen. Ich muß opfern.“

Ein Grauen hatte ihn gepackt. Irgend was lastete schwer auf ihm. Er band sich Strohsandalen an die nackten Füße. Er nahm einen der Drachenkopfstöcke, der im Maul mit einer Kugel spielt. Dann stürzte er fort nach Westen zu auf den heiligen Berg, dessen Schneegipfel gerade im rötlichen Morgenlicht scharf hervortrat, um sich kurz darauf in Wolken zu hüllen.

*

Gegen Mittag hatten wir gleichfalls das erste Drittel des fast 4000 Meter hohen Berges erklommen, um den in ganz Asien berühmten auf dem Elefanten reitenden Buddha zu sehen, der das Kernstück des heiligen Omishan-Tempels bildet, zu dem Pilger aus allen Ländern wallfahren. Vor dem Nilfo, dem dickbäuchigen Buddha Metreja mit dem Rosenkranz in der einen Hand und dem Reisbeutel in der andern kniete ein Mann und summte Gebete. Es war Dschiang, der Spieler. Ich erkannte ihn gleich. „Er ist verrückt“, sagte der uns führende Abt leise und zeigte mit dem Zeigefinger an die Stirn. „Erst soll er sich vier Stunden reinigen, knien, beten und opfern. Dann darf er erst zum Elefantengott gehen und weiterbeten. Er ist ein böser Sünder. Ich kenne ihn.“

Ich fragte: „Was ist mit dem Tschi Ling?“

„Das Tschi Ling“, meinte der Abt, „ist ein gutes Wesen, ein heiliges Tier. Es lebt manchmal im Gebirge, manchmal im Meer, meist im Himmel. Niemand hat es gesehen. Es ist so gutherzig, daß es weder lebende Pflanzen noch lebende Tiere frißt. Nur wenn ein guter Kaiser regiert, kommt es zur Erde. Einmal hat man es gesehen, mehrere tausend Jahre vor eurer Zeitrechnung, in der Tschau-Dynastie, lange vor Konfuzius. Die Menschen denken, es bringt die Kinder.

Der Zank in der „Herberge zur himmlichen Eintracht“ fiel mir ein. Dschiang bereute und hoffte auf ein Kind, einen Knaben.

*

Wir steigen bergab, der guten Stadt Omi zu. Der Abend brach herein. Als wir die Gasse zum „Hammelkopf“ passierten, stürzte Dschiang an uns vorbei und klopfte an einem Haus. Eine Frau öffnete und empfing ihn glückstrahlend. Es war sein Haus. Irgend etwas war geschehen.

Wieder saßen wir in der „Herberge zur himmlischen Eintracht“. Der flinke Soldat, der uns zum Zimmer verholfen hatte und sich freundlich um uns kümmerte, kam heran und erzählte: „Hast du schon gehört, fremder Mann, von Dschiang und seinem Glück?“

„Nein, nichts habe ich gehört. Was ist los?“

„Stelle dir folgendes vor. Hier kommen immer Einkäufer aus Schanghai. Die schnüffeln nach Kuriositäten. Sie gehen von Haus zu Haus, lassen sich das Geschirr zeigen und fragen immer nach alten Töpfen. Meist wollen die Frauen nichts davon wissen. Da kommt der Mann zu dem Heiligenbild-Händler Dschiang, der hier gestern abend den Skandal gemacht hat und soviel Geld, sein Schwein und seine Tochter verspielt hat. Die Frau kniet heulend im Laden und schreit nur immer, wie schlecht es ihr ginge. Der Händler rüttelt sie und fragt nach den Töpfen. Die Frau hat kein Geld im Haus, denn der Mann hat alles verspielt und vertrunken. Niemand borgt ihr. Sie hat nicht mal Reis vor der Tür, sie kann keine Kerze brennen, kein Glückszettel klebt an ihrem Pfosten. Ein paar Kupferkaesch, denkt sie, wird der Man schon für die alten Töpfe geben, die oben auf den Balken stehen. Dort sind sie schon lange.

Der Händler holte sie herunter, geht damit zur Tür, wischt, pustet daran, befühlt und beriecht den Topf. Dann sagt er: „Es ist ein Tschi Ling, ein Tschi Ling.“

Die Frau, denkt er, hat einen Klaps.

„Was willst du für den Topf hier haben?“ fragte er.

Sie wird mißtrauisch und gibt keine Antwort.

Da meinte der Händler: „Es ist ein sehr alter Topf, weißt du das?“

„Ja“, sagt die Frau, die keine Ahnung hat.

„Verkaufst du ihn für 100 Dollar?“

Jetzt denkt die Frau, der Händler ist wirklich verrückt geworden und macht einen Neujahrscherz.

„1000 Dollar“ — sagt sie „darunter verkaufe ich ihn nicht.“

„Ich gebe dir gleich einen Scheck auf Schanghai. Dann machst du noch ein gutes Geschäft, denn der ist hier 1100 Dollar wert.“

„Nein“ — sagt die Frau — „mit deinem Papiergeld will ich nichts zu tun haben. Gib bares Geld.“

„Geh herum zum Wechsler Tscho. Der war in Schanghai, der muß die Unterschrift kennen. Es ist die beste, die es gibt.

Die Frau springt herum zum Tscho. Der alte achtzigjährige Mann sitzt mit untergeschlagenen Beinen vor dem Holzkohlenbecken und wärmt sich die Greisenhände. Freundlich nickt er Frau Dschiang zu: „Nun, was hast du da?“

Sie weist ihm das Papier. Er nimmt die Brille ab, putzt sie, setzt sie wieder auf, hält den Kopf schief und bewegt den Scheck vor seinen Augen hin und her.

„Gut, gut,“ sagt er, „wo hast du das hier? Das ist sehr gut.“

„Geld,“ — fragt sie — „richtiges Geld? Gibst du mir Geld dafür?“

Wieviel willst du haben? fragt er. „Das ist ein Scheck auf 1000 Schanghai-Dollar, zahlbar in Schanghai. Der gilt hier 1100 Dollar. Ich gebe dir 1050. Willst du?“

Frau Dschiang wird fast ohnmächtig.

„Woher hast du den Scheck, Dschiang Taitai?“ fragt der Alte.

„Der Topf, der Topf in der Form des Tschi Ling.“

„Ja, ja“, meint der Achtzigjährige, der reichste Mann des Ortes, „in den alten Familien hier gibt es noch Stücke. Sicher hast du ein Dschoenn jau aus der Sung-Dynastie. Die sind sehr selten und sehr gesucht. — Also ich gebe dir jetzt 100 Dollar und 950 schreibe ich dir gut mit zwei Prozent Zinsen pro Monat. Ist das gut?“

Sie hebt nur die Hände. Dann zahlt Tscho aus, gibt ihr eine Quittung.

Sie stürzt herum. Der Händler sitzt noch immer und starrt verzückt auf das grünlich schillernde irisierende Gefäß . . .

„Da kannst es haben“, sagt sie.

Vorsichtig packt er es ein, erst in feines Papier, dann in viele Seidenstücke, denn es ist sehr kostbar.

*

Das war um ein Uhr, als Dschiang oben im Tempel kniete und ihm die Erleuchtung kam. Kurz darauf meldete sich der Spielpartner. Zu seinem größten Erstaunen zahlte ihm Frau Dschiang acht blanke Silberdollar aus. Er gab alle Zettel zurück und erklärte sich, unglaublich überrascht, für total abgefunden. Das Schwein blieb zu Hause, das Töchterchen spielte vergnügt herum. Das Haus wurde geschmückt. Reis wurde vor die Tür gestellt. Ein Dutzend Lichter brannten. Dschiang sah, daß sein Gebet vor dem großen Buddha in den wolkenumhüllten Schneehöhen auf dem heiligen Berg geholfen hatte. Das herzensgute Tschi Ling wird sicher bei ihm einziehen und in einem Jahr den Jungen ins Haus bringen, den er so sehr wünscht.“

Der Tod im Zirkus

Von Else Rüthel.

Mit Jim war es seit einiger Zeit nicht mehr geheuer.

Die saftig dicken Nüstern seiner übermäßig breitgedrückten Nase blähten sich zu häufig ohne Anlaß in dem wie mit billiger Schuhwichse blankpolierten Negergesicht; wobei die Augen ihre Räder schlugen, irrer als sonst — zwei große, weiße Taler von sagenhaftem Wert. Der Neger haßte. Er haßte ziellos darauf los, körperlich schmerzhaft; er haßte den Zirkus, in dem er arbeitete, er haßte sich innerlich wund. Das Schicksal war es, das da haßte.

Jim fegte verbisssenen Gesichts den schwarzgrünen Klumpen auf, den Allah im Sand der Arena hinterlassen hatte, der wuchtige Greis unter den Elefanten. Jim hörte den glückhaften erfrischenden Jubel nicht, der sich fontänenmäßig, Ruck um Ruck aus tausend Kinderkehlen über die Späße des Clowns in die hoch verdämmernde Zeltkuppel warf, deutlich unterschieden vom abgestandenen Gelächter der Logen.

Athletisch schulterzuckend steht Jim abseits; seine eierweißen Augäpfel drehen sich blicklos, träge in ihren Scharnieren, während das loyale, weiche Kamel mit dem menschlichen Gesichtsausdruck eines entlegenen Exoten hin und wider schreitet, oder während magere Mädchen Jet-flirrend hopsen, hin und wieder aufpiepsend, wie Puppen, denen man auf den Bauch drückt.

Jim, der Lakai im bunten Dreß, ein Knecht und ein Stück Vieh, weniger kostbar als der sechsundzwanzigste Seehund im klebrigkalten Fischgeruch des Bassins, bleckt die räuberischen Zähne und wirft den wollig verputzten Schädel leicht nach hinten, daß eine dicke blaßrosa Zunge sichtbar wird und außerdem ein unangenehm helles, verwaschenes Zahnfleisch. Eben sind sechs verschiedene Persönlichkeiten draußen, die Elite der Pferde. „Edith“ und „Iwan“ sind renitent. Während das Publikum atemlos bangt, muß Jim plötzlich lachen. Breit, satt, bis an die Ohren; die riesenrunden weißen Augen werden gemütlich klein in seinem großen Grienen: „Ach, ihr verelendeten Biester! Schlaft doch nicht, Tiere! Ihr! Warum verbündet ihr euch nicht!? Er ist ja nur so ein dünner Mensch im Frack! Alle zusammen seid ihr ihm doch über!“

Jetzt!!

„Jimmey, schmutziges Vieh, döst wieder. Rran!“ knurrt und krächzt es in türkischer Sprache. Richtig. Nun kommen die großen Tiere, fünfzig Löwen, sieben Tiger.

Das hohe Eisengerüst der Manege, mit den Eisengerüsten des Ganges in die Käfige, steht. Das kleine Türchen seitlich, das der Dompteur mit lässigem Lächeln, elegant scharwenzelnd, gleich betreten wird, ist aufgeschlossen. Brüllend springen die ersten Könige der Wüste ins freie Rund, gähnend trottet einer an mit dem schlaffen Gang eines bankerotten Bankiers, ältlich, wurstig, mit einer verlotterten Seele; ein anderer hemmt hie und da den energisch verhaltenen Schritt, ein leises Grübeln im sagenhaften Antlitz. Sphinxe, die an ganz andere Dinge denken, hocken sie endlich auf ihren bemalten lächerlichen Sockelchen. Es mutet gemein wie eine Zote an, wenn alle plötzlich Männchen machen.

Jim ist erregt. Zorn und Gelächter randalieren auf seinem Herzen wie mit Fäusten. Während mit leichten inneren Widerständen die lächerlichen Akte der Löwendressur im atemlosen Gaffen der Masse stehn, hat „Jack“, der Tiger, sich dekorativ abseits zu halten, bis er dran kommt. „Jack“ drinnen hinterm Türchen, Jim draußen davor. „Jack“ schlechtgelaunt, Jim, mit dem Eisenhaken, muß ihn von draußen pieken. Oder . . . man könnte das Türchen auch öffnen. Das wäre ein Spaß. Es trommelt los in Jim, er möchte steppen, er möchte singen, klagend und brüsk, tierisch, innig. Die Tür ist offen. Jim hat es nicht gewollt. Der Tiger „Jack“ ist in der roten Loge. Im Gang zum „ersten Platz“ steht „Jack“ verwundert still. — Und nun erst haben sie alle ihn gesehen. Ein Schrei aus tausend Schreien, nicht enden wollend, gründliches Geschrei, Gepolter, Flucht, Flüche, Geheul bricht los.

Der große Zirkus ist in Minuten geräumt.

Die Riesenkatze schreitet gelassen die runden Reihen ab, sie faßt es wohl nicht, frei zu sein, doch den todbleichen Bändiger faucht sie an — und dann ist sie verschwunden . . .

Bis in die späte Nacht ist die Umgebung erfüllt vom ängstlichen Gewisper der Gaffer und vom Kommandogeschrei empörter Polizisten. Der Tiger „Jack“ hält sich verborgen.

Als aber Jim im kalkigen und schimmelbleichen Morgen-Mondlicht schlotternd, denn ihm war übel, um die düster geklumpten Stallungen schlich, begegneten ihm vor dem verriegelten Käfig der sieben Tiger die schwefeligen Blicke der ausgesperrten Bestie, die dort, mit dem Kopf auf den Tatzen, sehnsüchtig lagerte.

Jack!!

Ein heißes Brüllen, ein Gurgeln geifernden Speichels — und des Negers Knochen krachten; zu einer Faust voll Fraß geknäult. Blutgeruch. Ein Knurren und Raunen die Reihen lang.

Ein Paar Dromedare wiegen gütig, mit weit hervorgekrümmten Hälsen ihre unwahrscheinlichen Windhundgesichter . . . verschmitzt.

Fünf riesige Büffel aber, die sicherlich viel von Sterndeutung wissen, nicken weise und kaiserlich in ihrem bedächtigen Traum vom Untergang Aethiopiens im bleichen Mond eines weißen Morgens.



Abendstimmung am Nordseestrande

Die Wattenpost fährt bei Ebbe über die Watten.

Königshütte und Umgebung

Mitgliederversammlung des D. M. V.

In der gestrigen Mitgliederversammlung des Deutschen Metallarbeiterverbandes wurde nach Bekanntgabe der Tagesordnung, Kollege Jarosch, der auf eine 25jährige Verbandszugehörigkeit zurückblicken kann, durch Ueberreichung eines Ehrendiploms des Hauptvorstandes sowie durch Glückwünsche gefeiert. Hierauf referierte Kollege Buchwald über: „Die gegenwärtige Wirtschaftslage“ woraus zu entnehmen ist, daß wir immer noch keine stabilen Verhältnisse haben und auf Grund dessen verschiedenen Schwankungen ausgesetzt sind, was sich wiederum in der anhaltenden Krise in der Eisenindustrie bereits bemerkbar macht. Zu alledem macht sich noch die Geldknappheit stark bemerkbar und der Mangel an festen Verträgen mit den anderen Ländern, hauptsächlich des benachbarten Deutschland.

Durch die Internationalisierung des Kapitals, machen sich bereits die ersten Anfänge der Umstellung der gesamten Industrie auch bei uns bemerkbar. Hinzu kommen noch die verschiedenen Konzernbildungen und Interessengemeinschaften, womit man glaubt die Ausbeutung der Arbeiterschaft vornehmen zu können. Und was macht die Arbeiterschaft? Während sich hier internationales Kapital zusammenfindet, und nur das eine Ziel im Auge hat, wie vergrößere ich mein bestehendes Kapital und wie komme ich zu weiteren Reichtümern, steht die Arbeiterschaft zum größten Teil mit verschränkten Armen da und entzweit sich, tritt nicht den Organisationen bei, verläßt zum Teil sogar dieselben und glaubt an irgend ein Wunder, das geschehen soll. Anschließend daran, die neuen Lohnforderungen und den Manteltarif behandelnd, appellierte der Referent an die Unorganisierten, sich mehr als je den Organisationen anzuschließen und es den Arbeitgebern nachzuahmen, die stets eine geschlossene Front bilden und nur zu ihren Zielen durch ihre straffe Organisierung gelangen. Die gesamte Arbeiterschaft muß denselben Weg beschreiten, um den kommenden Stürmen gewachsen zu sein.

Unter Verbandsangelegenheiten wurde die Entsendung von Mitgliedern in die Landesausstellung nach Posen besprochen, auf den bestehenden Zeichenkursus hingewiesen, ferner wurde den Mitgliedern der Besuch des Konzertes der Arbeitersänger am Sonntag, den 11. August d. Js. empfohlen, ebenso wurde darauf hingewiesen, daß am Sonntag, den 18. August ein Gewerkschaftsfest in Form eines Konzertes stattfindet. Beide Konzerte finden im Garten des Volkshauses an der ul. 3-go Maja statt. Nach Erledigung verschiedener interner Fragen, wurde die Versammlung um 8½ Uhr abends geschlossen. m.

Die letzte Frist. Nach den bisherigen Bekanntmachungen werden die alten 50-, 20- und 10-Zloty-Geldscheine, datiert vom 28. Februar 1919 und 15. Juli 1924 außer Kurs gesetzt. Besitzer solcher Banknoten können die Auswechselung bis zum 31. Juli d. Js., beim Odzial Glowny w zastepstwie Skarbca Enisienego Banku Polskiego w Warszawie, ulica Bietinska 10, vornehmen.

Von der Preisprüfungskommission. Gestern trat endlich einmal wieder die Preisprüfungskommission unter dem Vorsitz des Stadtrats Adamek zu einer Sitzung zusammen. Gegenstand derselben war, den bestehenden Milchpreis anders zu regeln. Hierbei wollten die Milchhändler von einer Ermäßigung nichts wissen (wie gewöhnlich, wenn es aber um ein Erhöhen der Preise geht, dann sind sie Feuer und Flamme dafür und können den Tag nicht erwarten) und begründeten ihre Stellungnahme damit, daß die Posener Zentralstellen keinerlei Preisermäßigungen in Aussicht gestellt haben. Die Preisprüfungskommission hielt diese Begründung nicht für stichhaltig und setzte den Preis für einen Liter Milch von 46 auf 42 Groschen, rückwirkend vom 25. Juli d. Js. herunter. Wie uns bekannt ist, wurde dieselbe Milchpreisermäßigung von der Preisprüfungskommission für den Kreis Schwientochlowitz, bereits vor 14 Tagen vorgenommen.

Helft den Blinden. Der Blindenverein der Wojewodschaft Schlesien, mit dem Sitz in Königshütte, hat am 1. Juli 1925 eine Sterbekasse ins Leben gerufen, um in Todesfällen den Hinterbliebenen seiner Mitglieder mit einer Begräbnisbeihilfe Beistand zu leisten. Da von den Blinden erklärlicherweise nur ein sehr geringer Monatsbeitrag zu dieser Kasse erhoben werden kann, werden diejenigen unserer lebenden Mitbürger, welche noch ein Herz und Mitgefühl für die des Augenlichts Beraubten übrig haben, herzlichst um einen Beitrag zu der Kasse gebeten. Einzahlungen nimmt die Stadthauptkasse in Krol. Huta (Sparbuch Nr. 493) entgegen. — Ferner unterhält der Blindenverein im städtischen Dienstgebäude an der ul. Glowackiego 5 eine Werkstatt, in welcher arbeitslose und mittellose blinde Stuhlflechter, Korbmacher und Bürstenmacher beschäftigt werden. Er kann dieser schönen und dankenswerten Aufgabe aber nur dann voll gerecht werden, wenn seitens der Bürgerschaft recht viel Arbeitsaufträge beim Verein eingehen. Der Verein bittet daher, ihn in seinen sozialen Bestrebungen dadurch zu unterstützen, daß ihm reparaturbedürftige Stühle und Körbe aller Art zur Reparatur zugewiesen werden. Ebenso werden auch Aufträge auf neue Korbwaren und Bürsten entgegengenommen, desgleichen Aufträge auf Stimmen und Reparatur von Klavieren. Helft den Bedauernswerten unserer Mitbürger zu Verdienst und Ablenkung!

Myslowitz

Wie vor 10 Jahren.

Es war einmal, daß man nicht so ohne Weiteres über die Grenze an der Brynitza nach dem ehemaligen Polen in Rußland hinüber gehen konnte und umgekehrt. Da brauchte man Przepustkas, die bezahlt werden mußten. Jetzt, nachdem die Grenzen gefallen sind, ist es immer noch nicht möglich hinüber und herüber zu gelangen. Eine zeitlang mußte jeder Fußgänger blechen für die Benutzung der Holzbrücke. In letzter Zeit hat man von der Entrichtung der Brückengelder von Fußgängern Abstand genommen. Es kam aber in diesen Tagen vor, daß eine Radfahrervereinigung, welche Oberschlesien besuchen wollten, an der Brücke über die Brynica umkehren mußte — wegen des verlangten Brückenzolls. Für die Gelder, welche an dieser Brücke eingenommen werden, hätte man zumindestens in den 2 Jahren, in welchen der Zoll enthoben wird, eine Eisenbetonbrücke bauen können. Die Summen, welche diese Brücke eingebracht hat, gehen in die Millionen hinein. Es macht auch moralisch keinen guten Eindruck, daß an solcher Stelle immer noch Hindernisse in den Weg gelegt werden, so man hinüber und herüber kommen will. Wozu hat man aber bei diesen Einnahmen noch eine Anleihe in Höhe von 50 000 Zloty zur Renovation der Chaussee aufgenommen? —h.

Auswanderertransport. Die französische Auswandererzentrale in Myslowitz hat im Laufe der letzten Woche zwei größere Transporte von Auswanderern nach Frankreich abgeschoben. Unter denen befanden sich oberschlesische Hüttenarbeiter. Die Transporte nach Frankreich enthalten für die jüngeren Auswanderer eine gewisse Gefahr in sich, welche vielfach in der Fremdenlegion endet. Erst im Laufe dieser Woche ging durch die polnische Presse eine Bitte oberschlesischer Fremdenlegionäre, welche in Algier stationiert sind, um Sendungen von Lesematerial. —h.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Statistisches aus dem Kreise Schwientochlowitz.

Der Kreis Schwientochlowitz ist eigentlich in zwei Teile geteilt, in den nördlichen und in den südlichen Teil. Im ganzen sind es 16 Gemeinden im Kreise und zwar: Birkenhain, Birkenwald, Friedenshütte, Chropaczow, Groß-Dombrowka, Godullahütte, Neuheiduk, Bismarckhütte, Kamien, Lipine, Hohenlinde, Groß-Piekar, Orzegow, Schwientochlowitz und Scharley. Im Kreise gibt es 9 Polizeibezirke und 16 Standesämter. Es ist der kleinste Kreis, wenn es sich um die Raumfläche handelt. Er ist nicht einmal 83 Quadratkilometer groß und macht im ganzen 2 Prozent der Bodenfläche der schlesischen Wojewodschaft aus, die bekanntlich 4230 Qudratkilometer groß ist. Territorisch ist die Gemeinde Groß-Piekar die größte, da sie einen Flächenraum von 12¼ Quadratkilometer einnimmt und macht 14 Prozent der Bodenfläche im Kreise aus. Im Kreise Schwientochlowitz wohnen 215 812 Personen und der Zuwachs der Bevölkerung ist infolge der großen Kindersterblichkeit ein recht bescheidener. Von dieser Zahl entfällt auf die männliche Bevölkerung 113 965 und auf die weibliche Bevölkerung 108 847. Auf 100 Männer kommen im Kreise Schwientochlowitz 97 Frauen. Die Frauen brauchen sich also im Schwientochlowitzer Kreise nicht wegen Männermangel zu beklagen. Täglich werden im Kreise Schwientochlowitz 15 Kinder geboren und auf 1000 Einwohner kommen 2 Geburten. Täglich sterben im Kreise Schwientochlowitz durchschnittlich 12 Personen. Darunter sind 49 Prozent Kinder unter einem Jahre und 9 Prozent Kinder zwischen 1—5 Jahren.

Der Kreis Schwientochlowitz ist sehr stark bevölkert. Auf 1 Quadratkilometer kommen durchschnittlich 2579 Personen. Am stärksten ist die große Industriegemeinde Bismarckhütte bevölkert. Hier kommen auf 1 Quadratkilometer 7315 Personen, in Neu-Heiduk 7134 Personen, in Lipine 4925 Personen. Am schwächsten ist Groß-Dombrowka bevölkert, weil hier nur 591 Personen auf einen Quadratkilometer entfallen. Der Kreis Schwientochlowitz ist also ein Industriekreis, wie sonst wenig Kreise in Polen. Es ist eben ein Arbeiterkreis, in welchem die Arbeiter 89 Prozent aller Einwohner ausmachen. Die Arbeiter bilden hier die große Masse, aber sie haben weder im Kreise noch in irgend einer Kreisgemeinde etwas zu sagen, da sie nirgends eine Mehrheit haben. Zwar haben die Arbeiter hie und da einige Vertreter in den Gemeinderäten, aber eine Mehrheit haben sie in keiner Gemeinde.

Wegen unbefugtem Grenzübertritt festgenommen. An der Schomberger Mühle bemerkte ein Zollbeamter eine Mannesperson, welche die grüne Grenze überschreiten wollte. Beim Anruf des Beamten versuchte der Unbekannte zu flüchten, konnte jedoch eingefangen werden. Nach den erfolgten Feststellungen soll es sich um den Geisteskranken T. Brener handeln, der nach Einwilligung der Eltern nach dem Krankenhaus überführt wurde.

Kinobrand. Auf bisher noch nicht ermittelte Weise brach im Kino Schwientochlowitz Feuer aus, welches jedoch bald gelöscht werden konnte. Dort geriet ein Film in Brand. Der Filmvorführer wurde verletzt.

Lipine. (Neugründung einer Frauengruppe „Arbeiterwohlfahrt“.) Am 24. d. Mts., fand hier eine Gründungsversammlung der „Arbeiterwohlfahrt“ statt. Zu dieser Versammlung erschienen eine Anzahl Frauen und auch Genossen der Partei und Gewerkschaft. Es war somit eine erfreuliche Anzahl, die sich da eingefunden hatte. Auch erschienen als Referentin die Genossin Kowoll und der Genosse Matzke am Orte. Nach Eröffnung und Begrüßung des zweiten Vorsitzenden der D. S. A. P. erteilte selbiger der Referentin das Wort, die über die Frau im politischen Leben sprach. Ihre Ausführungen, die von häuslichem Standpunkt ausgehend, auf die Erziehung der jüngeren Generation, in der Ehe zweier Menschen zueinander kommend, müssen nicht nur den Mann, sondern auch die Frau auf Grund der Gleichberechtigung zur Auffassung bringen, ein politischer Faktor in Staat und Gemeinde zu werden. Dies ist bezeichnend und spricht dafür, daß das Deutsche Reich in der Frauenbewegung weit fortgeschrittener ist, zumal man dort den Versuch gemacht hat, weibliche Polizei einzusetzen, die sich sehr bewährt und vor allem die Hauptaufgabe des Sittenwesens überwacht. Auf die Wohltätigkeit und Armenpflege übergehend, verlangen wir Frauen, daß dieses durch bessere Gesetze geregelt wird und alle Bedürftigen, ohne Ausnahme, mit einem Maße gemessen werden, wodurch das Lieblings- und Freundschaftswesen abgeschafft wird. Der Vortrag war sehr lehrreich und wurde mit aller Aufmerksamkeit verfolgt. Der Schluß desselben war ein Appell an die Frauen, sich zu organisieren und Mitkämpfer zu werden an der Seite des Mannes um die Rechte der schaffenden Arbeiterklasse und nicht eher zu ruhen, bis das erreicht sein wird, was der Proletarierfamilie zukommen muß. Reichen Dank erntete die Referentin, der folgend Genosse Matzke ergänzend in der Diskussion zum Referat sprach. Auch der Versammlungsleiter sprach sich in demselben Sinne aus und ermahnte die Anwesenden, durch beherzigende Worte, die Reihen der Frauen zu füllen, da wir nur durch Kampf einen Sieg erreichen können. Eine weitere Diskussion erfolgte nicht, so daß man verzeichnen konnte, daß sofort einige Genossinnen ihren Beitritt erklärten. Es konnte mithin der Vorstand der Frauengruppe „Arbeiterwohlfahrt“ gewählt werden, was auch geschah. Unter Verschiedenes gab die Referentin noch eine Aufklärung über die demnächst dort einzurichtenden Nähstuben. Dieses wurde freudig begrüßt und der Vorsitzende konnte die gut verlaufene Versammlung schließen.

Börsenkurse vom 27. 7. 1929

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich =	8.91 zł
		frei =	8.92 zł
Berlin	100 zł	=	47.114 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.	=	212 25 zł
	1 Dollar	=	8.91 zł
	100 zł	=	47.114 Rmk.

Republik Polen

Lodz. (Das Ende eines Bandenführers.) Die seit drei Wochen andauernde Verfolgung der Banditen, die den kühnen Ueberfall auf das Pfarrhaus in Wygielzow, Wojewodschaft Lodz, verübt haben, hatte vorgestern einen unerwarteten Erfolg. Die in den Wäldern eingekreisten Banditen versuchten fast täglich, nach der deutschen Grenze vorzudringen, was die Polizei unter der Führung des Inspektors Nosek stets verhinderte. Dabei kam es vorgestern zwischen der Polizei und den Banditen zu einem Zusammenstoß, der für die letzteren blutig endete. Der Polizeivorsteher Kazmierczak, der zusammen mit dem Polizisten Sokolowski das Waldesdickicht durchstreifte, traf zwei Banditen, die die Polizisten in der Zivilkleidung nicht erkannten. Erst als die Polizei auf einige zehn Schritte herangekommen war und ihnen ein „Hände hoch!“ zurief, begannen sie zu schießen. In dem nun einsetzenden Kugelregen wurde der eine der Banditen schwer verwundet. Er wurde nach dem Kreishospital gebracht, wo er gestern früh gegen 3 Uhr starb. Der Getötete war der Anführer der Bande, Wladyslaw Wasielewski. Sein Genosse ist entkommen. Hoffentlich gelingt es nach diesem Erfolge bald, auch die übrigen Mitglieder der Bande zu liquidieren.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 416,1

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes aus Wilna. 12.20: Vortrag. 16: Von Warschau. 16.20: Vorträge. 18.35: Von Krakau. Von 19,20: Programm von Warschau.

Montag. 16.20: Schallplattenkonzert. 17.25: Vortrag. 18: Für die Jugend. 20.05: Uebertragung aus Krakau. 20,30: Von Warschau.

Warschau — Welle 1415

Sonntag. 10,15: Von Wilna. 15: Schallplattenkonzert. 16: Für die Hausfrau. 17: Unterhaltungskonzert. 18,35: Vortrag. 20,30: Abendkonzert. 22: Die Abendberichte und Tanzmusik.

Montag. 12,05: Schallplattenkonzert. 17.25: Vorträge. 18: Unterhaltungskonzert. 20.05: Französisch. 20,30: Unterhaltungskonzert. Danach die Abendberichte und Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 325. Breslau Welle 253.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten. *) 12.55 bis 13,06: Nauener Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung. *) 15.20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung *) und Sportfunk. 22.30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, 28. Juli. 6: Funk-Gymnastik. 8.45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9: Morgenkonzert auf Schallplatten. 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Unterhaltungskonzert. 14: Rätselfunk. 14.10: Gereimtes Ungereimtes. 14.35: Schachfunk. 15: Stunde des Landwirts. 15.25: Kinderstunde. 15.50: Nachmittagsunterhaltung. 16.35: „Ein deutsches Leichtflugzeug fliegt zum internationalen Wettbewerb der Leichtflugzeuge in Paris“. 17: Uebertragung aus dem Hotel und Kaffee „Vier Jahreszeiten“: Unterhaltungskonezrt. 18.30: Das Gespräch vom Geheimnis. 18.50: Russische Romanzen und Volkslieder. 19.40: Für die Landwirtschaft. 19.40: Abt. Welt und Wanderung. 20.15: Konzert. 22: Die Abendberichte. 22.30—24: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.

Montag, 29. Juli. 6: Uebertragung aus Berlin: Funk-Gymnastik. 16.30: Unterh,altungskonzert. 18: Abt. Welt und Wanderung. 18.30: Abt. Luftfahrtwesen. 18.55: Abt. Heimatkunde. 19.25: Für die Landwirtschaft. 19.25: Berichte über Kunst und Literatur. 19.50: Abt. Musik. 20.15: Uebertragung aus Frankfurt a. M.: Rundfunk-Kompositionen des Baden-Badener Musikfestes 1929. 22: Die Abendberichte. Funktechnischer Briefkasten. Beantwortung funktechnischer Anfragen.



Ein Vorschlag für die Reisezeit

Wie Frauchen ihren vierfüßigen Reisebegleiter bequem transportieren könnte.

Modelaunen

Von Ossip Kalenter.

Es war eine Sensation, und niemand Geringeres als die Gräfin Magnan d'Orgueil gab dazu Anlaß. Die Zeitungen waren voll davon, die Abgeordneten aller Parlamente verwendeten die Tatsache, um ihren Reden damit eine pikante Note zu geben, und die Geistlichen aller Konfessionen benutzen die Gelegenheit, um ihren Gläubigen wieder ein Beispiel von der Verderbtheit dieser Welt vor Augen zu führen.

Der berühmten Gräfin Magnan d'Orgueil, dem Titelblatt aller Magazine, dem Traum aller Snobs, dem Inbegriff des Schicks und der Summe der Eleganz, dieser bewunderten, gefeierten und beneideten Frau war es eingefallen, das strahlend blonde, feine und reiche Haar ihres Bubenkopfes, kurz wie ein Rasen, nicht mehr schneiden, sondern wachsen zu lassen, lang und wild, wie es wollte . . .

Es war eine Sensation.

Zuerst bedeckte das Haar nur den Nacken und die schmalen Schultern, und damals hielt es die Gräfin mit einer goldenen Spange gerafft. „Damit es ihr nicht in die Suppe hängt," bemerkte ein Witzbold. Bald aber fiel es ihr wirr und wüst, in langen, barbarischen Locken bis zur Brust. Die Damen der Gesellschaft fanden es skandalös, und sie stimmten hierin völlig mit den Frauen des Bürgertums, den braven Familienmüttern und Hausfrauen, überein. Würdige Matronen, die ihr Lebtage lang ihr Haar kurz und mit Anstand getragen hatten, ließen sich zu öffentlichen Schmähreden hinreißen, und alle Großmütter schüttelten die in Ehren ergrauten Bubiköpfe und ermahnten ihre Enkelinnen, sich nicht den schönsten Schmuck der Frau, das gebobbte Haar, zu verschandeln.

Die Jungmädchenvereine konnten sich gar nicht genug tun im Kampf gegen diese schändliche Mode, die — welche Torheit fände nicht sogleich Anhänger und Nachahmer! — mehr und mehr um sich zu greifen begann. Als unkeusch, frivol und sittenlos bezeichneten sie in ihren flammenden Protesten das lange Haar, als das „flatternde Sinnbild der Sinnenlust". Während die Aestheten an Hand unserer in allen Lebenslagen Trost spendenden klassischen Philosophie bewiesen, daß es jeder Schönheit, jeder Anmut und alles Edlen ermangele und nichts sei als ein böser, bekämpfenswerter, finsterer Atavismus, gelang Professor W. C. Wateryhead von der Gossip-University in Indianapolis in einer glänzenden Broschüre der Nachweis, daß es auch in hohem Maße unhygienisch und der Allgemeinheit schädlich sei, das Haar länger als 0,0247 Meter unter dem Ohrläppchen zu tragen; 0,0001 Meter wollte er eventuell zugeben. „Heere von Seuchen werden diese häßlichen Staubfänger und notorischen Bazillenträger über die unglückliche Menschheit bringen", schrieb Professor W. C. Wateryhead.

Nur die Haarwuchsmittelfabrikanten und die Dichter waren es zufrieden. Jene lieferten, zum Teil nach den mittelalterlichen Rezepten des 19. und 20. Jahrhunderts, ganze Ozeane der verschiedenfarbigsten Flüssigkeiten, denen eine marktschreierische Reklame nachsagte, sie bewirkten, daß nach drei Tagen die Haare bereits aus der Flasche wüchsen; diese hingegen frischten alte Lieder und Legenden auf, in denen das lange Frauenhaar besungen und bedichtet ward. Allein, das Publikum zeigte sich nicht gewillt, alles das ruhig hinzunehmen. Der gesunde Menschenverstand regte sich, und bald entstand Skandal auf Skandal. In Paris brach bei der Aufführung einer uralten, längst verstaubten und vergessenen Oper eines gewissen Debussy, der einst unsere Urahnen entzückte, anläßlich der Arie „Deines Haares Geranke, Melisande . . " ein derartiger Tumult aus, daß das Haus, um es vor der sicheren Demolierung zu bewahren, durch Polizei und ein rasch alarmiertes Aufgebot Militär geräumt werden mußte.

In Berlin steckten Bubenkopffanatikerinnen ein Theater, das es wagte, ein Mysterienspiel „Ich, Anna Czillag", erneuert von Hofmann von Hugosthal, herauszubringen, kurzerhand in Brand. „Gott sei Dank gibt es noch unverdorbene Elemente, die Zucht und Ordnung zu wahren wissen und sich nicht ihre heiligsten Güter rauben lassen, Frauen von altem Schrot und Korn, Treue, die am Althergebrachten, an den hehren Sitten unserer Väter festhalten!" erklärte damals der bekannte Literarhistoriker Bardolf Atels in einem vielbeachteten Leitartikel.

Ihren Höhepunkt erreichte aber die allgemeine Empörung, die die Gutgesinnten aller Nationen in gleicher Weise ergriffen hatte, als dieselbe Gräfin Magnan d'Orgueil, die ihr Haar jetzt, spleenig genug, im Nacken zu einem Knoten verschlungen trug und der, wenn sie es löste (was sie nicht selten und meistens vor Photographen tat), das Haar schamlos und frech bis über die Hüften hing . . ., als, so sagte ich, diese kapriziöse und frivole Frau auf die merkwürdige Idee kam, ihre Beine bis zu den Knöcheln in weite, wallende Gewänder zu hüllen. „Sie verhüllt sich, um sich besser enthüllen zu können," sagte ein Zyniker. Der Widerwille der gesunden, normal empfindenden Frauen kannte keine Grenzen. Wie sollte eine anständige Frau in Kleidern wie diesen laufen können? Waren nicht Moral und Gesundheit ärger bedroht als durch die schon verabscheuungswürdig genug anmutende Haarmode? Selbst die ältesten Frauen konnten sich einer ähnlichen Modetorheit nicht entsinnen, und keine hatte je den Rock länger getragen als bis zum Knie.

Auch hier blieben die Proteste nicht aus. Nicht selten geschah es, daß Frauen, die sich in den langen und bauschigen Rockungetümen der Gräfin Magnan blicken ließen, einfach entkleidet wurden, oder aber die empörten Hüterinnen der Tradition und Wahrerinnen des Schicklichen schnitten ihnen die ketzerischen Kittel zwei Hand breit überm Knie, wie es sich ziemte, auf offener Straße ab.

Doch alle Mühe und aller Eifer waren vergebens. Kein Hirtenbrief und kein Völkerbundsdekret vermochten zu helfen oder zu hemmen. Auch diese Mode, von unbedenklichen, leichtsinnigen Geschöpfen getragen, von gewissenlosen Männern unterstützt und gefeiert, gewann mehr und mehr Anhängerinnen, und schließlich trugen den Bubikopf und den kniefreien Rock nur noch die Frauen gewisser sittenstrenger, puritanischer Kreise: Pastorengattinnen, die Witwen der Generäle und alte adelige Stiftsdamen.

Kann man drahtlos riechen?

Ein Pariser Rundfunkhörer hatte kürzlich den Radioingenieuren ein kurioses Problem unterbreitet. Der wißbegierige Herr, der durchaus ernst genommen sein will, behauptet nämlich, daß ihm sein Radiohörer nicht nur den durch Rundfunk übertragenen Gottesdienst in der Notre-Dame-Kirche übermittelt habe, sondern daß er gleichzeitig auch den Duft der während der Zeremonie brennenden Kerzen gerochen habe. Er fragte daher, ob es möglich sei, daß auch Gerüche von den Radiowellen verbreitet und gleich Tönen durch den Sender vermittelt werden. Die Ingenieure glauben nicht an solche Möglichkeiten und überließen die Beantwortung der schwierigen Frage den Psychologen, die denn auch eine Erklärung zur Hand hatten. Ohne den guten Glauben des Hörers mit dem empfindlichen Geruchsorgan anzuzweifeln, versuchten sie, ihn davon zu überzeugen, daß er einer Halluzination zum Opfer gefallen sei, da von einem Rundfunkgeruch füglich nicht die Rede sein könne. Die Erklärung dieser Verwechslung von Geruchs- und Tonempfindungen gründe sich, wie der Bericht der Psychologen ausführt, auf die eine oder die andere der zwei wohlbekannten geistigen Anomalien. Die eine von diesen besteht in einer ungewöhnlich aktiven Assoziation; in dem Augenblick, wenn die Musik gehört wird, wird gleichzeitig im Gehirn eine Erinnerung an die Gerüche lebendig, die der Hörer mit denen in der Kirche zu verbinden gewöhnt ist. Die andere Erklärung, die aber nur für bestimmte abnorme Individuen zutrifft, beruht auf dem Zustande der sogenannten „Synästhesie", einer Erscheinung, bei der von einem Sinn aufgenommene Eindrücke im Gehirn mit denen anderer Sinne vermischt werden. Bei einigen wenigen Individuen tritt diese Störung in der Form des sogenannten „Farbenhörens" auf, bei der Töne Farbenempfindungen auslösen. So mögen sich unter bestimmten Voraussetzungen auch Töne in Geruchsempfindungen umsetzen.

Der Zusammentritt der Internationalen Regierungskonferenz zur Durchführung des Young-Planes ist zeitlich noch ganz unbestimmt, weil infolge des Widerstandes Frankreichs eine Einigung über den Tagungsort nicht erzielt werden konnte. Hoch das Prinzip — alles andere hat Zeit! (Bisher wurden London, Montreux, Luzern, Lausanne, Luxemburg, Brüssel, Boulogne-sur-Mer und Haag als Tagungsort vorgeschlagen.)



Briand im Reisebureau

„Wenn Sie sich für keinen dieser Orte, die für eine Sommerreise geeignet sind, entschließen können, Herr Minister — — dann dann warten Sie doch noch ein paar Monate, um zum Wintersport nach Davos oder St. Moritz zu gehen. Zeit spielt bei Ihnen doch keine Rolle!"

Der Hexer

The Ringer

von Edgar Wallace, übersetzt von Max C. Schirmer.

23)

„Ach! . . . Hast du mich erschreckt!" rief sie atemlos aus. „Hast du das Mädchen gesprochen?"

„Ja. Artur" — ihre Stimme klang gebrochen und aufgeregt — „warum bleibst du hier? Weißt du nicht, du Dummer, welche Gefahr . . ."

Sie hörte sein leises höhnisches Lachen.

„Cora Ann, du sprichst zuviel!" sagte er leichthin. „Uebrigens habe ich dich heute nachmittag gesehen."

„Du hast mich gesehen?" fragte sie erstaunt.

„Wo warst du?" Dann fuhr sie plötzlich fort: „Artur, wie soll ich dich erkennen, wenn ich dich sehe? Ich werde das geisterhafte Gefühl nicht los, daß du andauernd um mich herum bist. Ununterbrochen starre ich in die Augen der vorübergehenden Leute — man wird mich noch einmal festnehmen, weil ich zu aufdringlich bin."

Er lachte wiederum.

„Meine eigene teure Frau wird mich doch erkennen?" sagte er ironisch. „Die Augen der Liebe können jede Verkleidung durchschauen."

Er hörte, wie ihre Zähne vor Aerger zusammenschlugen. Artur Milton erzürnte seine schöne Frau mit Vorliebe.

„Ich werde wissen, wie du jetzt aussiehst", meinte sie.

Plötzlich ertönte ein Geräusch, als wenn etwas schnappte, und ein heller Lichtstrahl beleuchtete sein Gesicht.

„Du bist verrückt!" fuhr er sie an und schlug ihr die Taschenlampe aus der Hand. „Wenn du sehen kannst, können es andere auch."

„Ich hoffe, sie werden daran Freude haben!" flüsterte sie, denn sie hatte in ein Gesicht gesehen, das von der Stirn bis zum Kinn von einer schwarzseidenen Maske bedeckt war, aus der zwei weit auseinanderstehende Augen auf sie herabschauten.

„Hast du meinen Brief erhalten?" fragte er.

„Ja — du meinst doch den Geheimcode. Ich glaubte, daß die Zeitungen keine Mitteilungen in Geheimcode veröffentlichen?"

Er antwortete nicht, während ihre Hand mechanisch in die Handtasche griff. Der Umschlag, den sie darin gehabt hatte, war verschwunden.

„Was ist los?" fragte er, und als ?: ihm das Vorgefallene erklärte, fuhr er fort: „Cora, du bist eine Gans! Du mußt es in der Wohnung der Lenley verloren haben. Gehe sofort zurück und hole es!"

Cora eilte die Treppe hinauf und klopfte an die Tür.

Mary öffnete, ohne lange zu zögern.

„Ich bin zurückgekommen", sagte die Frau atemlos. „Ich habe hier irgendwo einen Brief verloren. Eben habe ich ihn vermißt."

Mary ging mit ihr in das Zimmer, und sie suchten gemeinsam die Wohnung durch. Sie hoben die Teppiche hoch und schüttelten die Gardinen, aber nirgends kam der Brief zum Vorschein.

„Sie müssen ihn irgendwoanders verloren haben."

Die Frau war so aufgeregt, daß sie ihr leid tat.

„Enthielt er Geld?"

„Geld? Nein", antwortete Cora Ann ungeduldig. „Ich wünschte, es wäre Geld gewesen."

Sie blickte sich verwirrt im Zimmer um.

„Ich weiß, daß ich ihn bei mir hatte, als ich herkam."

„Vielleicht haben Sie ihn zu Hause gelassen", meinte Mary, aber Cora Ann schüttelte den Kopf, und nach einer nochmaligen, gründlichen Durchsuchung begann sie selbst zu zweifeln, ob sie den Brief mitgenommen hatte, als sie ihre Wohnung verließ.

Mary Lenley schloß die Tür hinter ihr und fühlte sich innerlich erleichtert. Gedankenlos ging sie an den Tisch zurück und setzte sich nieder. Ihr Tee war kalt geworden und schmeckte bitter. Sie öffnete eine kleine Tischlade, in der die Teelöffel lagen, und sah erstaunt hinein. Der Brief, den sie gesucht hatten, lag auf einem Haufen von Löffeln und Gabeln. Auf dem Umschlage stand nur die Anschrift „Cora Ann" und sonst keine weitere Adresse. Vielleicht war die Adresse im Innern. Nach einem kurzen Zögern zog sie eine viereckige, weiße Karte heraus, die mit mikroskopisch winzigen Gruppen von Buchstaben und Zahlen bedeckt war. Es bedurfte keines besonderen Scharfsinns, um zu erkennen, daß sie einen Geheimcode vor sich hatte. Wenn sie jedoch in diesen Sachen erfahrener gewesen wäre, hätte sie gleich erkannt, wie geschickt er zusammengestellt war.

Sie steckte die Karte wieder zurück, legte den Umschlag in die Schublade und wartete, ob die Frau wiederkehren würde. Was vorgefallen war, war leicht zu erklären; als die Frau das Taschentuch aus der Handtasche herausgenommen hatte, mußte der Brief in die etwas offenstehende Tischlade gerutscht sein. Sie hatte sie dann geschlossen, ohne es zu bemerken, denn sie öffnete und schloß sich sehr leicht.

Als Mary sich zur Nachtruhe ins Bett legen wollte, nahm sie den Brief in ihr Schlafzimmer und verschloß ihn in der Lade ihres Frisiertisches, wo sie auch einige Schmuckstücke aufbewahrte, und vergaß ihn dann vollständig.

16.

Einen Monat später saß Mary Lenley im Marmorsaale des Hauptgerichtshofes und wartete mit gefalteten Händen und einem ernsten Gesicht auf das Urteil der Geschworenen. Sie war zur Gerichtsverhandlung gegangen und hatte den Anfang der Zeugenaussagen angehört. Aber der Anblick der Gestalt auf der Anklagebank war mehr, als sie vertragen konnte, und sie hatte den Saal verlassen, um mit fatalistischer Ergebung das Senken des Vorhanges zu erwarten.

Die Tür zum Gerichtssaal öffnete sich, und Alan Wembury kam heraus. Langsam ging er auf sie zu.

„Ist es — vorbei?" fragte sie heiser.

Wembury schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, es wird bald soweit sein", sagte er ruhig.

Er sah aus, als wenn er die ganze Nacht nicht geschlafen hätte: seine Augen lagen tief in den Höhlen, und sein Gesicht machte einen verstörten Eindruck.

„Ich bedauere es sehr, Alan." Sie streckte ihre Hand aus und berührte leise die seinige. Die Berührung ihrer Hand brachte beinahe Tränen in seine Augen.

„Sie können sich nicht denken, wie ich mich fühle, Mary. Das schlimmste an der ganzen Sache ist, daß man mir die ganze Ehre an der Verhaftung einräumt — ich habe gestern vom Kommissar einen Brief erhalten, in dem er mich beglückwünschte!"

Ein kaum merkliches Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Jede Tragödie scheint ein kleines Stückchen von grotesker Komödie zu enthalten. In diesem Falle war es die unerwünschte Ehrung, die diesem bescheidenen Polizeibeamten zuteil wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Freigewerkschaftliche Rundschau

Weltbund der Gewerkschaften

Der amerikanische Gewerkschaftsbund und der JGB.

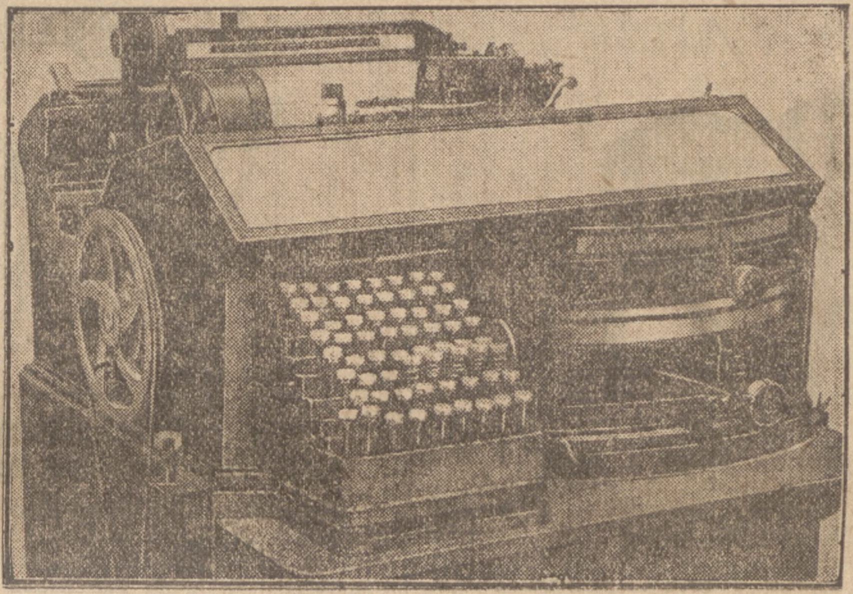
Auf der letzten Arbeitskonferenz in Genf ist von Albert Thomas, dem Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, das Problem und die Bedeutung der Universalität der Arbeitsorganisation eindringlich geschildert worden. Thomas teilte mit, daß das Arbeitsamt den Versuch gemacht hat, die Vereinigten Staaten zu veranlassen, an der Arbeit in Genf teilzunehmen, da die wirtschaftliche Expansion der Vereinigten Staaten die Wirtschaft Europas und die soziale Arbeit des Internationalen Arbeitsamtes stark berühre. Der Genfer Versuch blieb erfolglos. Es wird erst dann gelingen, wenn es eine organisierte Weltarbeiterbewegung gibt, d. h. wenn sich die europäischen und die amerikanischen Arbeiter zusammengefunden haben.

Der Internationale Gewerkschaftsbund hat im Laufe der letzten Jahre bedeutsame Fortschritte gemacht; er ist nach außen gewachsen und hat sich nach innen gefestigt. Das alles ändert aber nichts daran, daß die Nichtzugehörigkeit von USA. zum JGB. als schmerzliche Lücke in seinem Bestand empfunden wird. Kein Wunder, wenn der Vorschlag des Vizepräsidenten des amerikanischen Gewerkschaftsbundes, Matthew Woll, einen Weltgewerkschaftsbund zu schaffen, in den europäischen Gewerkschaftskreisen ein starkes Echo fand. Woll fordert eine Aufteilung der Einflußsphäre zwischen dem JGB. und dem amerikanischen Gewerkschaftsbund. Für den amerikanischen Kontinent erstrebt die American Federation of Labor einen panamerikanischen Gewerkschaftsbund, während die Einflußsphäre des JGB. die Alte Welt, Europa, Asien und Afrika, sein soll. Beide Bünde, so fordert Woll, mögen zu einem Uebereinkommen gelangen und einen Weltgewerkschaftsbund gründen, der auf der Autonomie jeder dieser Gewerkschaftsbewegungen der beiden Hemisphären aufgebaut ist. Sie könnten einander volle und ausschließliche Gelegenheit geben, ihre Probleme nach eigenem Gutdünken zu behandeln und gleichzeitig in bezug auf alle Probleme gemeinsamen Interesses zusammenarbeiten. Dieser Vorschlag werde schon jetzt und nicht erst anläßlich des panamerikanischen Gewerkschaftskongresses gemacht, damit sowohl die europäischen als auch die panamerikanischen Arbeiterbewegungen Zeit haben, die Anregungen und die Art der vorgesehenen Zusammenarbeit in Erwägung zu ziehen.

Die „Gewerkschaftszeitung" des ADGB. nimmt zu diesem Vorschlag Wolls in ihrer neuesten Nummer (Nr. 29) in sehr beachtenswerten Aeußerungen Stellung. Da die Amerikaner besonderes Gewicht auf die Autonomie ihrer Gewerkschaftsbewegung legen, weist die „Gewerkschaftszeitung" darauf hin, daß im JGB. die Autonomie der nationalen Organisationen vollauf garantiert sei und weder durch die Satzungen noch durch die Tätigkeit des JGB. berührt werde. Es sei also selbstverständlich, daß in einem Weltgewerkschaftsbund erst recht für die Amerikaner der Bestand ihrer Autonomie gewahrt bleibe.

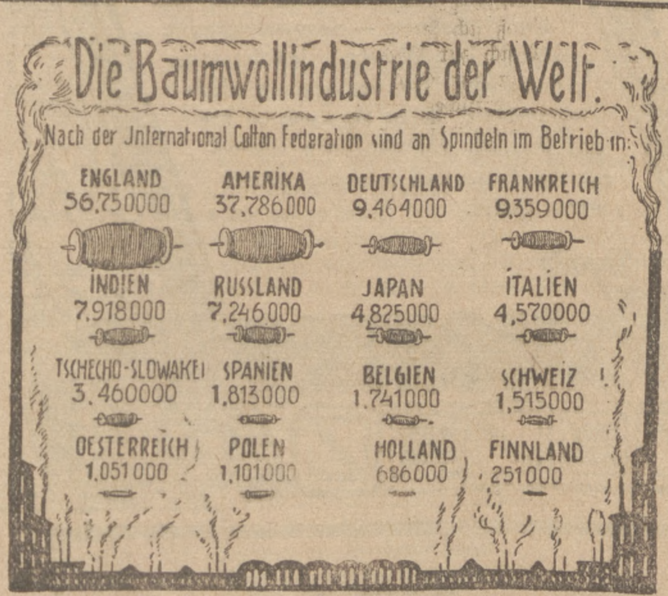
Ein Abkommen nach dem Vorschlage Wolls muß praktisch zunächst eine Aenderung in der Form des Einflusses des JGB. in Südamerika, wo Amsterdam bereits festen Fuß gefaßt hat, zur Folge haben. Dieser Einfluß würde sich aus einem direkten in einen mittelbaren verwandeln. Die „Gewerkschaftszeitung" bemerkt hierzu: An der Stelle, an der sich die beiderseitigen Bestrebungen am stärksten reiben, werde der Ausgleich der Interessen ein scheinbar hartes Opfer für den JGB. fordern und der Gegenseite bedeutendsten Gewinn bringen. Die ernsthafte Prüfung der Idee Wolls und ein freundschaftliches Eingehen auf sie selbst würde aber selbst dann nicht abgelehnt werden, wenn die Annahme richtig wäre, daß diese Idee nur der Erwägung entsprungen sei, es sei vorteilhafter für die amerikanischen Gewerkschaften, sich mit dem JGB. auf der Basis eines Abkommens zu verständigen, weil sonst zu befürchten wäre, daß der JGB. der Panamerican Federation of Labor in Süd- und Zentralamerika zuvorkommen könnte. Diese Vermutung sei nicht ungerechtfertigt; denn Woll schreibe in seinem Artikel, wenn ein Uebereinkommen nach seinem Plane erzielt werde, so würden die Gewerkschaften in Amerika die ganze amerikanische Hemisphäre von europäischem Einfluß befreien. Gingen die amerikanischen Gewerkschaften tatsächlich von solchen Gedanken aus, dann sei das nur ein Zeichen dafür, daß jetzt der rechte Augenblick zur Anknüpfung von Verhandlungen mit ihnen gekommen sei. Dem JGB. werde man es allerdings nicht verübeln dürfen, wenn er seinen Erfolg und seine Stellung in Süd- und Mittelamerika bei Verhandlungen über ein Bündnis mit den amerikanischen Gewerkschaften als günstiges Moment für sich anspreche. Ein Vorzug des von Woll empfohlenen Planes sei, daß er sowohl Europa wie Asien und Afrika dem Einfluß des JGB. überlasse. Seine Verwirklichung werde also nicht zur Folge haben, daß der JGB. lediglich die Stellung der kontinentalen Sektion eines Weltbundes zugewiesen erhalte, wohl aber würde sie dem JGB. mittels festerer Verbindungen mit den Amerikanern einen, wenn auch begrenzten, so doch immerhin unbestrittenen Einfluß in Amerika geben, von dem schwer zu sagen sei, ob er größer oder geringer wäre als der Einfluß, den der JGB. im Wettbewerb mit dem panamerikanischen Gewerkschaftsbund dort zu erwerben vermöchte. Schließlich erscheine im Rahmen des Wollschen Planes die Pflege und Ausbreitung amerikanischer Beziehungen der internationalen Berufssekretariate sehr wohl möglich. Jedenfalls wäre zu wünschen, daß ein Abkommen mit den Amerikanern der weiteren Entwicklung der Berufssekretariate keine Hindernisse bereite.

Der Wert eines Abkommens zwischen dem JGB. und dem panamerikanischen Gewerkschaftsbund kann — darin wird man der „Gewerkschaftszeitung" beipflichten müssen — nicht von der Frage abhängen, wer dabei mehr oder weniger verliert oder gewinnt, er muß vielmehr nach dem Gesamtvorteil bemessen werden, den die Arbeiterbewegung in allen Ländern und Kontinenten durch ein solches Abkommen gewinnt. Das Organ des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes schließt seine bemerkenswerten Darlegungen folgendermaßen: „Da wir in Uebereinstimmung mit den Gewerkschaften Europas festere Beziehungen des JGB. zu den amerikanischen Gewerkschaften für dringend wünschenswert halten, würden wir es begrüßen, wenn der Vorschlag Wolls zu einer gründlichen Aussprache über dieses bedeutsame Thema und zu einem positiven Ergebnis führen würde. Wir sind überzeugt, daß ein in der Oeffentlichkeit bemerkbares, festes Bündnis der Gewerkschaften in USA. mit dem JGB. einen beträchtlichen Gewinn für die Bedeutung unserer Internationale in Europa und einen Antrieb für ihren weiteren Fortschritt in anderen Erdteilen darstellen würde."



Eine Notensetzmaschine

die mit sämtlichen in der Notenschrift gebäuchlichen Zeichen arbeitet, wurde von einem italienischen Kapellmeister erfunden.



England vor einem neuen Lohnkampf

Der Lohnkonflikt in der englischen Baumwollindustrie hat durch den ergebnislosen Abbruch der Verhandlungen, die am 19. Juli zwischen den Arbeitgeberverbänden und den beteiligten Gewerkschaften geführt wurden, eine neue Verschärfung erfahren. Wenn nicht ein neuer Schritt der Gewerkschaften oder der Regierung erfolgt, erscheint die am Ende des Monats in Kraft tretende Aussperrung von mehr als 500 000 Arbeitern unvermeidlich. Da — wie unsere Statistik zeigt — in der Baumwollindustrie der Welt England am stärksten vertreten ist, würde ein Lohnkampf in dieser wichtigsten englischen Industrie von höchst bedeutsamem Einfluß auf die gesamte Welt-Baumwollproduktion sein.

Die freigewerkschaftliche Bewegung in Holland in den Jahren 1926-28

Der dem Internationalen Gewerkschaftsbund (J.G.B.) angeschlossene Niederländische Gewerkschaftsbund hat soeben einen 400 Seiten umfassenden Bericht über die Jahre 1926-28 veröffentlicht. Der Bericht weist darauf hin, daß sich die Konjunktur, die in den Jahren nach 1920 sehr schlecht war, in den letzten Jahren allmählich verbesserte und dementsprechend auch eine Besserung in der gewerkschaftlichen Lage herbeiführte. Die Arbeiterklasse befindet sich zur Zeit wieder in der Offensive. Der Mitgliedergewinn der freigewerkschaftlichen Bewegung war im Jahre 1928 größer als in irgendeinem normalen Jahre zuvor. Und alles deutet darauf hin, daß die Zunahme der Mitgliederzahlen im Jahre 1929 noch weit größer sein wird, als im vergangenen Jahre. Ein wichtiger Faktor bei dieser Entwicklung ist ohne Zweifel der starke Zuwachs der Mitgliederzahlen der dem Bunde angeschlossenen Kopfarbeiterorganisationen. Der Bericht macht die erfreuliche Feststellung, daß das Interesse dieser Arbeitergruppe für die freigewerkschaftliche Bewegung stetig wächst.

Des weiteren wird darauf hingewiesen, daß die freien Gewerkschaften von den Behörden immer mehr anerkannt werden. Die Vertreter der Arbeiter sitzen nicht nur in allen politischen Körperschaften, sondern auch in Kommissionen und Ausschüssen verschiedenster Art. Von einer völligen Anerkennung ist jedoch noch keine Rede. Es gibt noch immer eine Anzahl öffentlicher Körperschaften, in denen die Arbeiterbewegung überhaupt nicht vertreten ist. Außerdem gibt es Fälle, wo sie allerdings vertreten ist, jedoch nicht entsprechend ihrem Einfluß und ihrer Bedeutung. Auf die Dauer, sagt der Bericht, kann sich die freigewerkschaftliche Bewegung mit diesem Zustande nicht zufrieden geben: sie fordert entschieden eine völlige Anerkennung. Die Arbeiterbewegung soll in Zukunft ihren Kampf in entsprechender Weise führen! Die freigewerkschaftliche Bewegung fordert Mitspracherecht im Produktionsverfahren und bei der Verteilung, sie verlangt Einfluß auf die Gestaltung der Preise und wünscht mitzureden bei der Gestaltung der Faktoren, die die Arbeitslosigkeit bestimmen. Wenn die Arbeiterklasse die gewaltige Bedeutung der wirtschaftlichen Demokratie versteht, wird auch diese Forderung, deren Durchführung im Befreiungskampf der Arbeiter unentbehrlich ist, verwirklicht werden.

Die nachstehenden Ziffern zeigen deutlich die wichtige Stelle, die die freigewerkschaftliche Bewegung in der heutigen Gesellschaft einnimmt. Am 1. Januar 1929 umfaßte der Niederländische Gewerkschaftsbund 220 543 Mitglieder, gegen 205 516 am 1. Januar 1928; 198 435 im Jahre 1927 und 192 422 im Jahre 1926. Der Bund umfaßt heute mehr Mitglieder als die 6 übrigen Gewerkschaftszentralen zusammen.

Das Gesamtvermögen der angeschlossenen Organisationen betrug am 1. Januar 1926 Hfl. 8 049 000, am 1. Januar 1929 Hfl. 11 381 000, was in 3 Jahren eine Zunahme von Hfl. 3 332 000 bedeutet.

Das Vermögen der allgemeinen Streikkasse des Gewerkschaftsbundes bezifferte sich am 1. Januar 1926 auf Hfl. 873 000 und am 1. Januar 1929 auf Hfl. 1 503 000, was einer Zunahme von Hfl. 630 000 gleichkommt. Seit der Errichtung der Streikkasse im Jahre 1921 wurden an die Kasse Hfl. 2 168 000 an Beiträgen und Hfl. 285 000 an Zinsen abgeführt. Während dieses Zeitraumes wurden von der Kasse Streiks mit einem Gesamtbetrag von Hfl. 950 000 unterstützt.

Das Gesamtvermögen der angeschlossenen Organisationen und der allgemeinen Streikkasse betrug am 1. Januar 1929 Hfl. 12 884 000.

Bei den angeschlossenen Organisationen gingen im Jahre 1928 Hfl. 5 282 800 an Beiträgen und Hfl. 2 068 000 an Geldern für die Arbeitslosenkasse ein, insgesamt also Hfl. 7 350 000.

Im Jahre 1928 bezahlten die angeschlossenen Organisationen für Streiks und Aussperrungen Hfl. 963 000.

Die subventionierten Arbeitslosenkassen der angeschlossenen Organisationen zahlten im Jahre 1928 Hfl. 2 730 700 an Unterstützungen aus.

In der Einleitung des Berichtes wird zusammenfassend festgestellt, daß die Arbeiterbewegung Hollands eine Periode kräftigster Entwicklung durchmacht.

Erstes Jahrbuch des Bundes der freien Gewerkschaften Oesterreichs

Dem soeben erschienenen ersten Jahrbuch des Bundes der freien Gewerkschaften Oesterreichs zufolge hat die Gewerkschaftsbewegung in Oesterreich im Jahre 1928 11 705 neue Mitglieder gewonnen. 25 Gewerkschaften verzeichnen einen Zuwachs von 21 181 Mitgliedern, 21 Gewerkschaften haben zusammen 9416 Mitglieder verloren.

Wenn die offizielle Statistik des Bundes der freien Gewerkschaften trotzdem mit einem Verlust von 6594 Mitgliedern abschließt, so ist das nur ein rein formelles Defizit. Es ist dadurch zustandegekommen, daß die Organisation der Hausbesorger (18 551 Mitglieder) im vergangenen Jahre im besten Einvernehmen mit dem Bunde der freien Gewerkschaften aus diesem ausgeschieden ist. Die zahlenmäßig gewiß sehr starke Hausbesorgerorganisation hat seit jeher einen organisatorisch eigenartigen Charakter gehabt, der sich nicht ganz dem Rahmen einer gewöhnlichen Gewerkschaft anpassen läßt. Nur aus diesem Grunde sind die Hausbesorger aus den Reihen des Bundes ausgeschieden. Sie verlassen die österreichische Landeszentrale aber nicht als Feinde des Bundes, sondern bleiben nach wie vor dem Gedanken der freien Gewerkschaft treu: sie gehören zu uns!

Es sind somit in den freien Gewerkschaften 766 168 (früher 772 762) Mitglieder organisiert, und zwar 598 699 Männer (78,14 Prozent) und 167 469 Frauen (21,86 Prozent). Von der Gesamtzahl der Mitgliedschaft entfallen 65,0 Prozent auf Arbeiter und 35,0 Prozent auf Angestellte; von letzteren sind 12,0 Prozent private und 23,0 Prozent öffentliche Angestellte.

In 47 Verbänden sind Frauen organisiert. Die Frauen besitzen in acht Verbänden die Mehrheit. Die größten Verbände (über 50 000 Mitglieder) sind jene der Metallarbeiter, Eisenbahner und Bauarbeiter. 11 Gewerkschaften haben über 30 000, 5 über 10—30 000 Mitglieder, 6 von 5—10 000, 17 von 1—5000 Mitglieder und 10 Gewerkschaften haben unter 1000 Mitglieder. Die Mitgliedschaft verteilt sich auf 49 Verbände (zwei weniger als im Vorjahr) mit 3068 Ortsgruppen. Die Kassenbestände sind auf 33,98 Schilling pro Kopf (gegen 22,62 Schilling im Jahre 1926) angewachsen. Auch die Unterstützungssummen haben sich gewaltig vermehrt.

Die Fachpresse zählt 52 Organe, von denen 4 wöchentlich, 21 zweimal im Monat und 27 monatlich erscheinen.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel

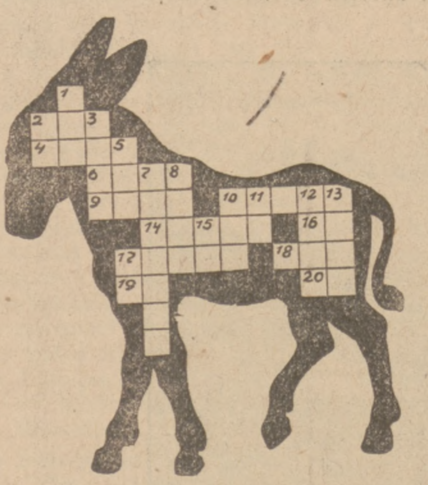
Aus den Silben: al — an — ar — bahn — be — bend — bi — chi — co — com — cor — den — der — don — dro — duk — e — ei — ei — eis — fer — fer — fla — frucht — gel — gnon — grip — hau — hu — hy — i — kau — ke — kom — ku — la — land — lie — lie — lon — me — mo — na — na — na — ne — nell — neun — nist — nor — ob — ob — oh — on — on — pa — pe — po — ren — reis — res — reth — ri — se — sen — ser — son — su — tek — ter — ti — ti — til — to — to — tor — tze — tur — u — um — ur — va — wie — ze — za — zig

sind 31 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben beide von oben nach unter gelesen einen Sinn ergeben.

Bei Nr. 29 ch ein Buchstabe.

1. Leichenschau. 2. Krankheit. 3. menschlicher Trieb. 4. weibl. Vorname. 5. Gerichtsvollzieher. 6. Geschäftsgenosse. 7. Tondichter. 8. weibl. Vorname. 9. Stacheltier. 10. einschließende Truppenkette. 11. Wasserwage. 12. deutscher Klassiker. 13. Verkehrsmittel. 14. Getreidepflanze. 15. Himmelsrichtung. 16. Körperteile. 17. Gesellschaftstanz. 18. Schleudermaschine. 19. launige Erzählung. 20. Sternwarte. 21. Wollstoff. 22. Erfrischung. 23. Beflissenheit. 24. Biblischer Ort. 25. Bürgerschaft. 26. Stadt bei Hamburg. 27. deutscher Dichter. 28. Zahl. 29. Baukunst. 30. Wasserrand. 31. Wochentag.

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 2. schwedische Münze, 4. Metall, 6. Teil des Auges, 9. Figur aus „Wallenstein“, 10. deutscher Freistaat, 14. griechische Insel, 16. japanisches Nationalspiel, 17. Gletscher in der Schweiz, 18. Abkürzung für „Senior“, 19. ägyptischer Gott, 20. französischer Artikel.

Senkrecht: 1. Brennstoff, 2. Fluß in Sibirien, 3. Nahrungsmittel, 5. europäischer Staatsangehöriger, 7. amerikanischer Bundesstaat, 8. Nebenfluß des Rheins, 10. Salzart, 11. Spielkarte, 12. Warmart, 13. Schulklasse, 15. französischer Artikel, 17. Fürwort.

Ligogriphrätsel

Mit W dient es den magern Leuten.
Mit R als Schädling zu erbeuten.
Mit S wird es mit Milch gefüllt.
Mit M der Hund drinn eingehüllt.
Mit G ist es Familienstütze.
Mit L schließt es des Zaunes Ritze.

Auflösung des Silbenrätsels

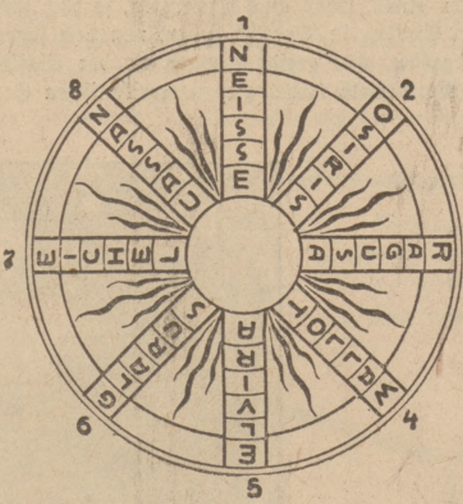
Wohin Du blickst ist Kampf auf Erden.
Wohin Du blickst kann Friede werden.

1. Winter. 2. Obelisk. 3. Hedwig. 4. Irrtum. 5. Niere. 6. Diwan. 7. Ufer. 8. Badewanne. 9. Liebe. 10. Isidor. 11. Christianshaab. 12. Koffer. 13. Sonntag. 14. Tinte. 15. Italien. 16. Sekundank. 17. Tüte. 18. Käse. 19. Anker. 20. Maccaroni. 21. Philadelphia. 22. Falun. 23. Ambra. 24. Uhu. 25. fidel. 26. Ernte. 27. Reibeisen. 28. Dahlie. 29. Eros. 30. Newcastle.

Auflösung des Gitterrätsels

1. Barren. 2. Hirsch. 3. Granne. 4. Innung. — Radierung = Zeichnung.

Auflösung des Sonnenrätsels



Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Auf Grund einer Einladung der Jugendleitung des D. M. V., beteiligt sich der Bund für Arbeiterbildung an dem am 29. d. Mts. stattfindenden Jugendtreffen in Laurahütte. Zahlreiche Beteiligung erwünscht. Näheres in der Bekanntmachung der Jugendleitung.

Versammlungskalender

Achtung, Radfahrer!

Der Arbeiter-Radfahrer-Verein „Solidarität“, unternimmt am Sonntag, den 28. Juli d. Js., einen Ausflug nach Laurahütte. Sammeln um 7 Uhr am Dom Ludowy (Volkshaus). Ausfahrt: pünktlich um 7,15 Uhr.

Es ist Pflicht eines jeden Sportgenossen zu erscheinen. Diejenigen Sportgenossen, die noch keine Sportmütze haben, mögen sich auf der Ringstraße beim Herrn Wieronsky melden. Der Preis beträgt 4 Zloty. Frischauf! **Der Vorstand.**

Jugendtreffen in Laurahütte.

Am Sonntag, den 28. Juli 1929, vormittags 9 Uhr, treffen sich alle Jugendlichen in Laurahütte an der Endstation der Straßenbahn. Unter Leitung des Laurahütter Ortsausschusses werden die dortigen Sehenswürdigkeiten besichtigt werden. Den Nachmittag verbringt die Jugend in ungezwungenem Beisammensein im Bienhofpark.

Beköstigung ist für den ganzen Tag mitzunehmen. Die einzelnen Ortsgruppen mögen den Abmarsch derart festlegen, daß sie zur bestimmten Stunde pünktlich in Laurahütte eintreffen. Die Jugendleitung.

Kattowitz. (Ortsausschuß.) Die dem Ortsausschuß angeschlossenen Gewerkschaften zur Kenntnis, daß das für den 18. August angekündigte Gewerkschaftsfest auf den 1. September verlegt ist. Es findet in demselben Lokal mit gleichem Programm statt.

Kattowitz. (Holzarbeiter.) Donnerstag, den 1. August, 5 Uhr nachmittags, findet im „Zentralhotel“, anschließend an die Verhandlungssitzung beim Demobilmachungskommissar, eine allgemeine Holzarbeiterversammlung statt. Pünktliches Erscheinen aller Kollegen ist Pflicht.

Bismarckhütte-Schwientochlowitz. Der Ortsausschuß Bismarckhütte unternimmt am 28. d. Mts. einen Ausflug nach dem Buchenwald. Sammelpunkt Villa Scherff. Abmarsch 8,30 Uhr.

Bismarckhütte-Schwientochlowitz. Am 27. d. Mts., abends 6 Uhr, findet bei Herrn Freitel, ul. Krakowska 13, eine Mitglieder-Versammlung des Deutschen-Metallarbeiter-Verbandes statt. Zahlreiches Erscheinen erwünscht.

Königshütte. (Holzarbeiter.) Sonntag, den 28. Juli, vormittags 10 Uhr, im „Volkshaus“ allgemeine Holzarbeiterversammlung. Tagesordnung sehr wichtig. Vollzähliges Erscheinen dringend erwünscht.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“, Sp. z ogr. oap., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.